

Jahrgang 39 • Heft 1 • 2010

Soziologie

Aus dem Inhalt

- Karl-Siegbert Rehberg:
Handlungssinn und Utopieverzicht
- Ronald Kurt:
We Can Work It Out
- Nina Baur und Robert J. Schmidt:
Das Doktoranden-Betreuer-Verhältnis

DGS DEUTSCHE
GESELLSCHAFT
FÜR SOZIOLOGIE

campus

SOZIOLOGIE

FORUM

DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR SOZIOLOGIE

Heft 1 • 2010

Herausgeber im Auftrag von Konzil und Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:
Prof. Dr. Georg Vobruba (verantwortlich im Sinne des Presserechts).

Redaktion: PD Dr. Sylke Nissen und Dr. Thilo Fehmel, Universität Leipzig,
Institut für Soziologie, Beethovenstraße 15, 04107 Leipzig,
E-Mail: soz-red@sozio.uni-leipzig.de, Tel.: 0341/9735 648 (Redaktion) oder -641
(G. Vobruba), Fax: 0341/9735 669.

Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:

Prof. Dr. Hans-Georg Soeffner, E-Mail: Hans-Georg.Soeffner@kwi-nrw.de.

Vorstands- und Vorsitzarbeit: Dipl.-Soz. Dana Giesecke,
Kulturwissenschaftliches Institut NRW, Goethestraße 31, 45128 Essen,
E-Mail: Dana.Giesecke@kwi-nrw.de, Tel.: 0201/72 04-208, Fax 0201/72 04-111.

Schatzmeisterin: Prof. Dr. Beate Kraus, Technische Universität Darmstadt,
Institut für Soziologie, FB 2, Residenzschloss, 64283 Darmstadt,
E-Mail: Kraus@ifs.tu-darmstadt.de, Tel.: 06151/16 3467, Fax: 06151/166075.

Aufnahmeanträge auf der Homepage der DGS: <http://www.sozioologie.de>

Soziologie erscheint viermal im Jahr jeweils zu Beginn eines Quartals. Redaktionsschluss ist jeweils sechs Wochen vorher. Für Mitglieder der DGS ist der Bezug der Zeitschrift im Mitgliedsbeitrag enthalten. Beiträge in der *Soziologie* werden erfasst in CSA Sociological Abstracts (San Diego) und SOLIS (Bonn).

Campus Verlag, Kurfürstenstraße 49, 60486 Frankfurt am Main,
www.campus.de

Geschäftsführer: Thomas Carl Schwoerer

Programmleitung Wissenschaft: Dr. Judith Wilke-Primavesi

Abonnenen- und Anzeigenbetreuung:

Beate Hildebrand, 0 69/97 65 16-812, b.hildebrand@campus.de

Bezugsmöglichkeiten 2010 für Nichtmitglieder der DGS:

Jährlich erscheinen vier Hefte. Jahresabonnement privat (print + online) 70 €;

Jahresabonnement Bibliotheken/Institutionen 110 €;

Jahresabonnement Studenten/Emeriti (print + online) 30 €.

Alle Preise zuzüglich Versandkosten. Alle Preise und Versandkosten unterliegen der Preisbindung. Kündigungen des Abonnements müssen spätestens sechs Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums schriftlich mit Nennung der Kundennummer erfolgen.

© Campus Verlag, Frankfurt 2010

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages vervielfältigt oder verbreitet werden. Unter dieses Verbot fällt insbesondere die gewerbliche Vervielfältigung per Kopie, die Aufnahme in elektronische Datenbanken und die Vervielfältigung auf CD-Rom und allen anderen elektronischen Datenträgern.

Druck: Druck Partner Rübelmann, Hemsbach

ISSN 0340-918X

Inhalt

Editorial	5
-----------------	---

Identität und Interdisziplinarität

Ronald Hitzler

Nach-Fragen	7
-------------------	---

Karl-Siegbert Rehberg

Handlungssinn und Utopieverzicht	9
--	---

Ronald Kurt

We Can Work It Out	19
--------------------------	----

Lehren und Lernen

Nina Baur und Robert J. Schmidt

Das Doktoranden-Betreuer-Verhältnis	27
---	----

Michael Pregernig und Sabine Reinecke

Führungskompetenz in Nachhaltigkeitsfragen	51
--	----

DGS-Nachrichten

Transnationale Vergesellschaftungen

35. Kongress der DGS in Frankfurt am Main: Terminübersicht, Ausschreibung der von der DGS zu verleihenden Preise	57
---	----

Diana Lengersdorf

Soziologen und Soziologinnen bei der Maloche. Bericht von der 1. Regionalkonferenz der DGS in der Metropolregion Ruhrgebiet	61
Veränderungen in der Mitgliedschaft	66

Berichte aus den Sektionen und Arbeitsgruppen

<i>Sektion</i> Arbeits- und Industriesoziologie	68
<i>Sektion</i> Biographieforschung	78
<i>Sektion</i> Familiensoziologie	86
<i>Sektion</i> Soziologie der Kindheit	91
<i>Sektion</i> Wissenssoziologie	95
<i>Sektionen</i> Wissenssoziologie und Soziologie des Körpers und des Sports	97

Nachrichten aus der Soziologie

Ausschreibung des ALLBUS-Nachwuchspreises 2010	103
Ausschreibung des Nachwuchspreises Bildungssoziologie 2010	104
Soziologiemagazin e.V.: Publizieren statt Archivieren	105
Habilitationen	108
Call for Papers	109
Erste Leipziger European Winter School • (Re-)Produktion von Ungleichheit durch Arbeit und Familie • Gütekriterien qualitativer Forschung • 9 th International German Socio- Economic Panel User Conference • Understanding City Dy- namics • Analysing Education, Family, Work and Welfare in Modern Societies	
Tagungen	120
Chancengleichheit von Männern und Frauen in der Wissenschaft	
Jahresinhaltsverzeichnis 2009	122
Autorinnen und Autoren	126
Abstracts	128

»Jetzt geht es darum, nach vorne zu blicken.«

Liebe Kolleginnen und Kollegen,

das ist die übliche Formel, mit der Politiker¹ Verantwortung abzuschütteln versuchen.

Man wird viele der Akteure, die für die gegenwärtigen (Zwischen-) Ergebnisse der Bologna-Reform verantwortlich sind, so einfach nicht los werden. Aber man sollte ihnen genau auf die Finger schauen, wenn sie sich nun als Experten für die Reform der Reform anbieten. Nicht, weil man sie verdächtigen muss, dass sie Verbesserungen nicht wollen, nein, schlimmer: weil sie es nicht können. Weil, wenn man die Hochschulpolitik weiter der alten Bologna-Garde überlässt, noch mehr Schaden angerichtet werden könnte.

Die Zeichen, dass man – schon wieder – das Gute will, aber das Chaos schafft, sind nicht zu übersehen:

- Mehr internationale Mobilität war beabsichtigt. Weniger Mobilität (international und national) der B.A.-Studierenden ist dabei rausgekommen. Nun wird zur Abhilfe vorgeschlagen, Auslandssemester zusätzlich zur sechssemestrigen Regelstudienzeit vorzusehen. De facto wird damit die Studienzeit also verlängert.
- Weniger Studienabbrüche sollte die B.A./M.A.-Struktur bringen. Das Ergebnis: In manchen Studiengängen sind die Abbrecherzahlen tatsächlich zurückgegangen, in anderen haben sie noch zugenommen. Vor allem aber: Der überwiegenden Mehrheit der Studierenden reicht der B.A.-Abschluss nicht, die meisten wollen weiter studieren. Das relativiert die gesunkenen Abbrecherquoten als Erfolgsausweis dramatisch. Denn die Studierenden selbst sehen den B.A. nicht als ausreichenden Abschluss an. Wer nach dem B.A. weiter studieren will, daran aber gehindert wird – für den ist der B.A. kaum etwas anderes als ein (völlig unfreiwilliger) Studienabbruch.

¹ Im Interesse der leichteren Lesbarkeit wird hier nur die männliche Form verwendet. Die weibliche ist selbstverständlich immer mit gemeint.

- Bessere Betreuungsrelationen, wenigstens im M.A.-Studium waren anvisiert. Einerseits eine erfreuliche Aussicht, andererseits aber wollen über 75% der B.A.s weiter studieren. Da ist es ein Zeichen erfreulicher Konsequenz, wenn Frau Schavan versichert, dass jeder, der will, einen M.A.-Studienplatz bekommt. Nur: Diese Konsequenz muss Konsequenzen haben – die dafür zusätzlich erforderlichen Kapazitäten müssen finanziert werden. Wenn nicht, dann bleibt es bei dem gewohnten Massenstudium bis zum zweiten Abschluss, der nun bedeutend viel später erreicht wird als in den alten Strukturen.

Dies als Zwischenbetrachtungen zum Stand der Aufblähung.

Zur Fußnote. Es gibt keine ausgearbeitete Soziologie der Ironie. Das ist bedauerlich, denn Ironie bezeichnet sehr voraussetzungsvolle soziale Konstellationen, für deren Untersuchung die Soziologie prädestiniert ist. Ironie entsteht aus der Differenz zwischen dem expliziten Inhalt einer Mitteilung und ihrem impliziten Sinn, der sich aus dem gemeinsamen Vorverständnis aller an der Konstellation Beteiligten ergibt. Es wäre interessant, die Bedingungen gelingender Ironie unter den Wissensbedingungen der Moderne genau zu untersuchen. Noch aufschlussreicher könnte die Anschlussfrage sein, unter welchen (institutionellen) Bedingungen Ironie nicht möglich ist. Und schließlich: warum es so verlockend ist, in ironiefernen Konstellationen dennoch Ironie zu versuchen. Oder gerade dort.

Mehr lässt sich im Moment dazu nicht sagen; schon deshalb, weil Ironie, die als Ironie deklariert wird, keine Ironie ist. (John Lennon begründet in »A hard day's night« seinen Wunsch, das Zugfenster wieder zu öffnen, so: »...weil ein Zug ohne Zug kein Zug ist.«) Was diesmal direkt ins Heft führt.

Ihr
Georg Vobruba

Nach-Fragen

Wie HGS mich zur Hermeneutik verführt hat

Ronald Hitzler

Es geschah an einem Juni-Abend im Jahre 1981¹, als im Anschluss an einen der Sitzungstage des Kolloquiums »Phänomenologie und Sozialwissenschaft« im Zentrum für interdisziplinäre Forschung (ZiF) in Bielefeld Hans-Georg Soeffner mich, der ich ein wenig verloren und orientierungslos herumstand, fragte, ob ich mit zurück in die Stadt fahren wolle. Ich konnte es kaum glauben: Hans-Georg Soeffner sieht mich, beachtet mich, fragt mich. Natürlich wollte ich! Unbeschadet dessen stieg ich mehr als nervös zu ihm ins Auto und überlegte krampfhaft etwelche Höflichkeitsfloskeln und Unterhaltungstereotypen. Das erwies sich jedoch als völlig überflüssig, denn er fing sofort an, *ernsthaft* mit mir über Fragen und Probleme zu sprechen, die ihn aus der Diskussion im Kolloquium heraus beschäftigten, und, genauso ernsthaft, mich nach *meinen* kritischen Einwänden zu fragen – sowohl zu dem tagsüber Gehörten als auch zu seinen Deutungen. Also *meinte* ich etwas. Und nun geschah etwas für mich damals überaus Verblüffendes:

Soeffner konterte meine Meinung nicht (wie ich das bislang gewohnt gewesen war), sondern bat mich »nur, ihm zu erläutern, wieso ich meinte, was ich meinte. Zu den Erläuterungen forderte er Begründungen. Meine Begründungen konfrontierte er mit Einreden. Gegenüber seinen Einreden animierte er mich zu Gegenargumentationen. Nach einiger Zeit hatten wir uns irgendwo am Rande von Bielefeld so in unsere »Sache« hineingeredet,

¹ Meiner Erinnerung nach war es ein lauer Juni-Abend. HGS hingegen erinnert, es habe in Strömen geregnet. Möglicherweise hat das, was an diesem Abend angestoßen wurde, diesen für mich immer mehr aufgehellt, möglicherweise hat es ihn für HGS immer stärker bewölkt.

dass er den Wagen an einem Waldrand anhielt, damit wir uns unabgelenkt von alltäglichen Pragmatismen in der reinen Welt der Theorie bewegen konnten.

Diese ›Stunde‹ (sozialzeitlich mögen es auch zwei oder mehr Stunden gewesen sein) hat mich zu einem sozialwissenschaftlichen Hermeneuten – vielleicht zu einem lausigen, aber jedenfalls zu einem überzeugten Hermeneuten – gemacht: nicht zu einem *Kenner* der Hermeneutik, aber zu einem hermeneutischen *Praktiker*. Für diese Lektion, eingebettet in die Erfahrung, nicht unterwiesen, sondern ›auf Augenhöhe‹ behandelt zu werden, bin ich HGS bis heute – und ganz gewiss auch morgen – dankbar. Dieser Moment der Verdichtung hat mir einen unabsehbaren Spiel-Raum eröffnet für nicht mehr zählbare Chancen des Nach-Denkens in den Spuren der von ihm initiierten »wissenssoziologischen Hermeneutik« und »hermeneutischen Wissenssoziologie«, des Mit-Denkens mit ihm, das wesentlich intensiver und nachhaltiger statt hat, als es die *eine* gemeinsame Publikation² vermuten lassen dürfte, aber eben auch der vielfältigen freundschaftlichen Auseinandersetzung darüber, wie eine »ordentliche« hermeneutische Haltung bestimmt und wie aus einer solchen heraus eine (hinlänglich) »disziplinierte«, erfahrungswissenschaftliche Soziologie betrieben werden kann.

2 Hans-Georg Soeffner, Ronald Hitzler (1994): Qualitatives Vorgehen – »Interpretation«. In: Enzyklopädie der Psychologie. Methodologische Grundlagen der Psychologie. Forschungsmethoden der Psychologie 1. Göttingen, Bern, Toronto, Seattle: Hogrefe – Verlag für Psychologie, S. 98–136; leicht modifiziert: Hermeneutik als Haltung und Handlung. Über methodisch kontrolliertes Verstehen. In: Schröer, Norbert (Hrsg.) (1994): Interpretative Sozialforschung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 28–55.

Handlungssinn und Utopieverzicht

Hans-Georg Soeffner zum 70. Geburtstag*

Karl-Siegbert Rehberg

Hans-Georg Soeffner, der die Aufmerksamkeit für Rituale in die wissenssoziologische Hermeneutik eingeführt und nicht zuletzt am Faszinosum künstlerischer und gegenkultureller Beispiele behandelt hat, wird sich kaum darüber verwundert zeigen (wenn zuerst vielleicht auch ein Widerstreben empfindend), selbst zum Anlass und Gegenstand ritueller Behandlung zu werden. Die Ambivalenzen der »runden Geburtstage« kennt er allerdings bereits: So gab es in der Großen Aula der Ludwig-Maximilians-Universität vor Wilhelm Köppens imposant-antikisierenden Jugendstilmosaiken und sozusagen unter dem Patronat der bayerischen Königshäupter vor fünf Jahren eine Ehrung im Rahmen des Münchner Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS), welcher der sozialen Ungleichheit gewidmet war. Die damaligen – das biographische Ereignis durch thematische Versachlichung ebenso hervorheben wie überspielen sollenden – Beiträge wurden von Jo Reichertz, Anne Honer und Werner Schneider in einer gedruckten Geburtstagsgabe auch ediert.¹ Damals hatte ich – als (wie

* Diesem Text liegt meine Geburtstagsrede zugrunde, welche ich in einer Überraschungs-Abendveranstaltung zu Ehren Hans-Georg Soeffners während der Regionalkonferenz »Strukturwandel zu Metropolen?« am 28.9.2009 in der DASA in Dortmund beitrug. Um die Textsorte beizubehalten, verzichte ich auf detaillierte Anmerkungen. Für kritische Unterstützung bei der Endbearbeitung danke ich Matthes Blank.

¹ Vgl. Jo Reichertz, Anne Honer, Werner Schneider (Hg.) 2005: Hermeneutik der Kulturen – Kulturen der Hermeneutik. Zum 65. Geburtstag von Hans-Georg Soeffner. Konstanz: UVK.

sich herausstellen sollte) Vorgänger im Amt des Vorsitzenden der DGS, also sozusagen in amtlicher Eigenschaft – ebenfalls die Ehre und das Vergnügen, ein formelhaft verkürztes Resümee beizusteuern, das ich »Hermeneutik als Lebensentwurf« überschrieb², weshalb ich Ronald Hitzlers freundlicher und dezidierter Einladung, den auch mir in Freundschaft verbundenen Kollegen erneut zu ehren, zuerst doch erwidern musste, dass von meiner Seite »alles« schon gesagt sei. Der gesamte Spannungsbogen schien mir von meiner Seite bereits ausgeschritten: Von Hegel und Kant über das Boxen des jungen Soeffner (bei dem ich nie an Viscontis Filmprotagonisten Rocco oder die proletarischen Aufstiegs- und Zerstörungsgeschichten im großen Ring-Business, ebenso wenig jedoch an die aristokratische Modernität Gabriele D'Annunzios denke, der das in Paris ebenfalls betrieb, sondern bei Soeffner eher ganz assoziativ an die spielerische Leichtigkeit der beiden, um Jeanne Moreau buhlenden Protagonisten in Truffauts *Jules e Jim*) bis zu des »Jubilars« (wie man gerne sagt, dabei eine in diesem Fall nun wirklich ganz fernliegende »Greisenhaftigkeit« evozierend, wie sie Immanuel Kant allerdings bereits an dessen fünfzigsten Geburtstag zugeschrieben wurde), bis zu Soeffners Fan-Anhängerschaft für »Rot-Weiß Essen« also (auch das bereits durch den Gegensatz zum »feinen« Schwarz-Weißen »Konkurrenz«-Club der Geburtsstadt sozial kodiert). Aber wer Ronald Hitzler kennt, wird seine aus Charme und Entschiedenheit gemischte Insistenz zu loben oder zu fürchten gelernt haben, und nachdem ich mich einer derart unwiderlegbaren »Notwendigkeit« unterworfen hatte, sei eine Erweiterung meiner früheren biographischen Anmerkungen versucht, zumal ich das im Falle Hans-Georg Soeffners besonders gerne tue.

Quellen dafür finden sich – über meine Kenntnis des Autors, vor allem aber (wie es in rollentheoretischer Trennung gerne heißt): »des Menschen« Hans-Georg Soeffner hinaus – in zwei Interviews mit dem zu Ehrenden, die einerseits Jo Reichertz im Februar 2004 und andererseits Ronald Kurt im Juli 2005 geführt haben; Sekundärdarstellungen von Letzterem, Bernt Schnettler und anderen liegen ebenfalls vor, so dass für eine hermeneutische Beobachtung »dritter Ordnung« eine Fülle verdichtender und sum-

2 s. Fußnote 1, S. 9ff.

mierender Selbstbeobachtungen des professionell verstehenden Fremdbeobachters verfügbar sind.³

Keineswegs eine herunterzubetende Chronologie geben wollend, ist doch von dem akademischen Lebensweg auszugehen (obwohl der dahinterliegende persönliche oder, wie man so sagt, »private« stets dessen Grundlage bildet). So mag man sich verkürzend, wie in diesem Biographietypus erwartbar, sofort seinem Universitätsstudium zuwenden, das in der Vorgesichte detaillierter Prüfungsordnungen, erst recht aller Modularisierung und dergleichen noch weit gefächert sein konnte, sozusagen im Goetheschen Sinne dilettantisch-liebhaberisch und systematisch-akademisierend in einem: Philosophie, Soziologie, Vergleichende Literaturwissenschaft, Kunstgeschichte und Kommunikationswissenschaft sind die in Tübingen, Köln und Bonn belegten Fächer. Mit einer solchen Kombination war es möglich, Hermann Bausingers Überlegungen zu Erzählformen oder Richard Alewyns »feingliedrige Interpretationen« über die Kultur des Barocks ebenso zu hören wie man sich Kant, aber auch Nietzsche aneignen konnte, von welchem Soeffner sagte, dass er von diesem mehr beeinflusst worden sei, »als es zunächst aussieht«. Vielleicht hat der »mit dem Hammer« philosophierende Pastorensohn dazu beitragen können, dass Soeffner nicht zu einem »*misstrauischen*« Tier« wurde, das aus Schwäche der Wissenschaft bedarf. Gelernt haben mag er von dem riskanten Denker, dass Weltwahrnehmung und Selbstwahrnehmung tief miteinander verbunden sind oder dass man durch ein Sich-Öffnen der Welt gegenüber die Chance erhält, sich zu sich selber zu verführen. So lieferte dieser suggestiv-gefährliche Gigant vielleicht ein Anregungspotential, aber zum Fundament wurde die, ebenfalls aus einem Krisenbewusstsein geborene Grundlagenreflexion Edmund Husserls. Von da aus entdeckte Soeffner die Phänomenologische Soziologie, wenn auch auf dem Umweg über Wilhelm Dilthey, Søren Kier-

³ Vgl. Jo Reichertz: Das Handlungsrepertoire von Gesellschaften erweitern. Hans-Georg Soeffner im Gespräch. In: Forum Qualitative Sozialforschung 5 (September 2004), No. 3, Art 29 (<http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/561/1216>); Ronald Kurt: Hans-Georg Soeffner – Kultur als Halt und Haltung. In: Stephan Moebius, Dirk Quadflieg (Hg.) 2006: Kultur. Theorien der Gegenwart. Wiesbaden: VS-Verlag, S. 185–198 sowie Bernt Schnettler 2008: Hans-Georg Soeffner (http://kowi.mykowi.net/index.php/Hans-Georg_Soeffner). Alle im Text gegebenen Soeffner-Zitate entstammen diesen Materialien.

kegaard oder Helmuth Plessner (dessen anthropologisches Grundgesetz der »natürlichen Künstlichkeit« des Menschen ihm das Programm der Philosophischen Anthropologie aufschloss).

Wichtig war für ihn in Tübingen vor allem das Studium bei Walter Schulz, einem Meister profunder Texterschließung, dessen in vielen Auflagen erschienene »Philosophie in der veränderten Welt« das bis heute belegt. Der Student Soeffner wurde durch die Kierkegaard-Lektüre bei diesem Philosophen zu einem Grundsatz wissenssoziologischer Forschung geführt, nämlich dass es immer darauf ankomme, ein Denken sowohl in Traditionslinien einzuordnen als auch die »Spezifik eines eigenen Denksystems« herauszuarbeiten. Im Tübinger Philosophischen Seminar war es auch, dass er über den gefährlichen Dualismus von Kultur und Zivilisation erstmals aufgeklärt wurde, so dass er in Ablehnung dieser, mit der deutschen Bürgertumsgeschichte so eng verflochtenen polemisch-antiwestlichen Entgegensetzung für sich einen an Max Weber orientierten Kulturbegriff wählte, wonach »Kultur« (anders als in den Kulturkreislauflehren seit Oswald Spengler etwa) in der »Einstellung des Menschen gegenüber sich selbst und der Welt« bestehe, »als Haltung und Halt in der Welt« anzusehen sei. Das zeigte sich für ihn auch an einem Phänomen, für das er das schöne (von Johann Wolfgang von Goethe, Eduard Spranger oder Thomas Mann verwendete) Wort der »Weltfrömmigkeit« verwendete. Das bezeichnet die zu bewundernden Anstrengungen, mit denen Menschen versuchen, »ihr Leben zu überhöhen« – von den Stofftieren im Kinderzimmer bis zum objektivierten kulturellen Kapital, das Bourdieus Analysen gemäß jene Geltungskultur erzeugt, welche die Machthierarchien der Gesellschaft stützt und vertiefen hilft.

Hans-Georg Soeffner erzählte dazu eine Episode: Im Rahmen eines Projektes zur Aids-Prävention musste er für Gesprächsinterviews mit Betroffenen mehrfach ein scheußlich heruntergekommenes Hotel in San Francisco aufsuchen und fand in dieser scheinbar zukunftslosen Trostlosigkeit etwa einen kleinen Stoffteddy ebenso wie eine sorgfältig an die Wand geheftete Fotografie als Teile eines »privaten Symbolsystems«, das selbst unter diesen Umständen Raum und Zeit der Jetzt-Stelle zu transzendieren vermochte – hier fließen Überlebenspragmatik und »Kultur« ineinander, ist das eine vom anderen nicht abzulösen.

In der Hermeneutik durch den vornamens-gleichen Gadamer über die Dimensionen der Sprachlichkeit im Prozess der Verstehensakte weiter belehrt, wies Soeffner immer wieder auf seine »Disziplinierung« durch den Kommunikationswissenschaftler (man denke dabei nicht an die »Mainzer Schule«!) Gerold Ungeheuer hin, der ihn vor jedem »Herauszaubern« irgendwelcher Interpretationen »aus der Hosentasche« bewahrt habe oder gar vor der Stabilisierung eigener Interpretationen durch »reine Plausibilitätsgründe«, obwohl wir im Alltag ja gerade so verfahren. Die methodologische Selbstzügelung setzt aber Übung voraus und braucht Routinen, in die sich einzuleben Soeffner unter anderem durch Mitarbeit am Bonner Kant-Index von Gottfried Martin Gelegenheit hatte. Es war dies in Zeiten vor der Elektronisierung großer Datenmengen oder der Digitalisierung nicht nur des »ganzen Kant« ein noch mühsameres Unernehmen als es dies heute wäre. Entscheidend aber war Ungeheuers interpretatorische Akribie und, dass dieser für die Methodisierung einer intentionalistischen Kommunikationstheorie Wege suchte, die Soeffner mit zu ebnen unternahm. Während seiner Mitarbeit in dessen Institut für Kommunikationsforschung und Phonetik (IKP) der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität in Bonn erinnert er sich »nächtelanger« Diskussionen mit dem Verstehenssystematiker Ungeheuer um drei, vier Textstellen: »Was steht in diesem Text eigentlich drin?« Genau so hatte sich Max Weber die Wissenschaft als »inneren Beruf« gedacht: »Und wer also nicht die Fähigkeit besitzt, sich einmal sozusagen Scheuklappen anzuziehen und sich hineinzusteigern in die Vorstellung, dass das Schicksal seiner Seele davon abhängt: ob er diese, gerade diese Konjektur an dieser Stelle dieser Handschrift richtig macht, der bleibe der Wissenschaft nur ja fern.«

Übrigens fällt dabei auf, in welcher Weise sich eine freie, Alternativmöglichkeiten der Auslegung suchende Hermeneutik ganz und gar von jeder autoritären unterscheidet, in der sich die Frage nach dem Status des zu Entschlüsselnden ebenso stellt. Der Schriftsteller Kurt Drawert hat in einer Diskussion beim Hallenser Soziologiekongress 1994 dazu die Beobachtung beigelegt, dass man im sozialistischen Osten eine wahrhaft ontologische Hermeneutik der Verdächtigung entwickelt habe: Jedes Zeichen, also beispielsweise jedes Buch oder Bild, jede Formel, jedes Zitat, wurde durchleuchtet mit Blick auf einen dahinter steckenden »wahren« Sinn, wurde umspinnen mit unendlichen Möglichkeiten einer kontrollierenden Deutung, während es im »Westen« genau umgekehrt sei: jede Wirklichkeitsannahme

werde von unabschließbaren Zeichenwelten umkreist. Gerade das aber verlangt ein Durchdenken des Verhältnisses von »Wahrheit und Methode«, um nochmals an Gadamer zu erinnern.

Gerade in soziologischen Diskussionen, besonders in manch überflüssiger Feindsetzung zwischen unterschiedlichen Paradigma-Gruppen kennt man den Einwand, Verstehen sei unkontrollierbar, Hermeneutik nichts als jener Zirkel, dem sie das treffende Adjektiv lieh. In der Frage der Unbestimmtheit von Interpretationen (ebenso wie im Konflikt um die legitime Pluralität von theoretischen und methodischen Ansätzen) betont Soeffner durchgängig die »Optionalität« und Ambivalenz menschlichen Handelns, der damit verbundenen Äußerungen und Selbstaussagen, aber ebenso der Symbole und jeder durch sie vermittelten Ordnungspräsenz. Das mobilisierte in ihm nicht die von dem Ethnopsychanalytiker Georges Devereux geschilderte Angst, welche in der Methode einen furchtsamen Schutzschild gegenüber den Wirklichkeitszumutungen durch Daten sah, vielmehr fand Soeffner gerade darin das »wirklich Faszinierende« an allen »Menschheitsentwürfen« und dies auch in der heutigen »Globalkultur«, eben jene »Vielfalt, neuen Bündnisse, überraschenden Überschneidungen und Wahlverwandtschaften ebenso [...] wie Konkurrenz, Kampf und Antagonismen«. Übrigens konstatiert er das keineswegs nur für Spannungen zwischen symbolischen Formen, sondern durchaus im Sinne der Mannheimschen Fragestellungen auch für diejenigen zwischen Gruppierungen, »die sich über solche Formen interpretieren bzw. ein- und ausgrenzen«. Damit schützt der Konstanzer Wissenssoziologe, der Soeffner auch ist, die mit dem Namen eben dieser Universität verbundene Weiterentwicklung soziologischer Wissensanalyse vor der bedenklichen, jedoch oft zu beobachtenden Tendenz, alle Fragen nach Trägergruppen und Interessenkonstellationen unter der postmodernen Suggestionskraft Luhmannscher und post-strukturalistischer Personenauflösungen sozusagen in bloßen Semantik- und Diskursbeobachtungen verdampfen zu lassen.

Selbstverständlich sind derlei Fragestellungen keineswegs auf die Formationsphase des Soziologen Hans-Georg Soeffner beschränkt. Aber die Problemstellungen erweisen sich zwar nicht als unverändert – dann müsste er wirklich erleben wie Bertolt Brechts »Herr K[euner]« als dieser mit dem »Kompliment« seiner Ungewandeltheit konfrontiert wurde – jedoch als in engem Zusammenhang mit den ersten Annäherungen an die Lebensthe-

men stehend. Eine Transformation des Verstehens in eine sozialwissenschaftliche Fragestellung suchte und fand er schon früh in Webers Werk und in der Einbeziehung auch des amerikanischen Pragmatismus, besonders John Deweys und George Herbert Meads (einschließlich bestimmter Aspekte der Symboltheorie von Charles S. Peirce) sowie der Philosophischen Anthropologie. Sodann kam, durch Gerold Ungeheuer vermittelt, Alfred Schütz hinzu und in der Linie der interpretativen Verfahren die Bekanntschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit mit Anselm Strauss und durch diesen wiederum die Beschäftigung mit der Ethnomethodologie Harold Garfinkels sowie mit psychoanalytischen Verfahren.

Den methodischen Durchbruch (obwohl die wissenssoziologische Hermeneutik nicht Methode sein soll, allenfalls methodologische Reflexion) eröffnete eine Tagung in Essen (dem Ort auch seiner Habilitation), die 1977 dem Vergleich und der Kooperation »Interpretativer Verfahren« gewidmet war und an der etwa Konrad Ehlich, Jochen Rehbein, Michael Giesecke, Peter Gross, Ernest Hess-Lüttich, Bruno Hildenbrand, Ulrich Oevermann, Melvin Pollner, Fritz Schütze oder Ruth Wodak-Leodolter teilnahmen. Es entsprach ein solches relativierendes und zugleich Beziehungen stiftendes Projekt nicht nur Soeffners Naturell, sondern ist auch in Zusammenhang zu sehen mit dem allgemeineren, in demselben Jahr von M. Rainer Lepsius als Vorsitzenden der DGS konzipierten und von Karl Otto Hondrich systematisierten »Theorievergleich« des 17. Soziologentages in Kassel.

Dem »autodidaktischen« Studium der wenigen verfügbaren Werke von Alfred Schütz folgte – vor allem durch Thomas Luckmann angeleitet – dessen systematische Erschließung, sodann auch Kooperationen (beispielsweise in jährlichen Treffen) mit Ulrich Oevermann, Walter Sprondel, Peter Gross, Jörg Bergmann, Constans Seyfarth, Tillman Allert, Ulf Matthiesen und manch anderem. Aus diesem Arbeitskreis ging die Gründung der Sektion »Sprachsoziologie« hervor, die heute den Titel »Wissenssoziologie« führt.

Die Einzelheiten dieser neuen Theorie und vor allem Forschungslinie brauchen hier nicht ausgebreitet werden. Aber so viel sei dazu doch gesagt: Bei allen Unterschiedlichkeiten (dass eine »objektive Hermeneutik« etwa für Soeffner stets mit einem letztlich metaphysischen Wahrheitsbegriff verknüpft blieb) entwickelte sich die – bis in die Bildanalysen einer Visuellen

Soziologie wirkende – *Sequenzanalyse* als gemeinsamer methodischer Bezugspunkt einer hermeneutischen Empirie. Und vor allem wurde Hermeneutik als selbstreflexives Verfahren aufgefasst, als ein Lernen am Gegenstand, woraus sich dann als »methodologische Konsequenz« die Notwendigkeit einer »empirisch fundierten Handlungstheorie« ergab. Das war keineswegs bloß »immanente« Bewusstseinsforschung, sondern in Luckmanns Formulierung immer zumindest schon »Protosozio­logie«, wie immer dieser auch – etwa von Jürgen Habermas – vorgehalten worden sein mag, eine »nach innen gewandte und damit realitätsferne Sozialtheorie« zu sein.

Zu Soeffners perspektivischen Optionen innerhalb unterschiedlichster analytischer Verfahrensweisen sei hier nur auf die Kurzwantwort verwiesen, die er auf Reichertz' Frage »Schütz oder Mead?« gab: »Die Antwort heißt Weber«. Das verweist auf die Bedeutung der seit Dilthey als kategorial herausgehobenen Geschichtlichkeit als Hintergrund unserer Gegenwart und Gegenwärtigkeit. Immer wieder muss man daran erinnern, dass die Bedeutung der Gegenwartsempirie für die soziologische »Wirklichkeitswissenschaft« fraglos ist, diese aber in engster Beziehung stehen muss zu einer *historischen Empirie* der Untersuchung gesellschaftlicher Realitäten. Der wissenssoziologische Zugang war »per se ein historischer«, womit man weit über eine nur ethno- und bio-graphische Methodik hinausgeht, wie das etwa auch Michel Foucault tat, dem es aber – Soeffners Urteil zufolge – an empirischer Absicherung gefehlt habe.

Vor diesem Hintergrund bestimmte Soeffner die Hermeneutische Soziologie als »rückwärts gewandte ›Prophetie‹« – an anderer Stelle sagte er auch: »Utopie«. Damit ist zugleich das Thema seiner 1971 verfassten und drei Jahre später publizierten Dissertation »Der geplante Mythos. Untersuchungen zur Struktur und Wirkungsbedingung der Utopie« angesprochen. Soeffner hatte in seiner Tübinger Studienzeit Ernst Blochs »prophetische Imaginationen als Kontrast zu den systematischen Texterhebungen von Walter Schulz erleben können, jenen expressionistisch-messianischen Feuergeist also, den schon Max Weber aus Heidelberg entfernt sehen wollte (weshalb er sich wünschte, dass diesem ein Dienstmann geschickt werde, um seine Koffer zum Bahnhof zu bringen, weil Bloch die akademische Jugend, vor allem den so hoch geschätzten jungen György von Lukács, verführe). Auf Soeffner scheint die bis ins Träumerische und Chi-

liastische steigerbare Denkemphase des durch sein Alter noch unwiderlegbarer gewordenen Inspirators auch eines Teils der Studentenrevolte (man denke besonders an Rudi Dutschke) nicht stark gewirkt zu haben oder allenfalls dadurch, dass er darin keinen Weg für sein eigenes Philosophieren, später dann für eine Sozialtheorie und Gesellschaftsanalyse sah. Zwar hatte auch Plessner vom »utopischen Standort« als einem »Monopol des Menschen« gesprochen und auch dies hätte man als Umsturzaufrorderung verstehen können. Aber dieser vorsichtig-liberale und auf die Wahrung der eigenen Sphäre bedachte Denker war gerade dagegen gewappnet seit seiner Frontstellung gegen die Gemeinschaftsverherrlichung des beginnenden 20. Jahrhunderts und alle Begleiterscheinungen der Kategorien- und Gesellschaftsauflösung, wie er sie etwa auch im Expressionismus Wassilij Kandinskys sah.

Demgegenüber mögen Anthropologie und Wissenssoziologie in einer Spannung zwischen Universalien und unabwendbarer Wandlungsrealität stehen, gekennzeichnet immer durch ein Bewusstsein der Begrenztheit jeder Ordnungskonstruktion, worauf Soeffner gerne hinweist – ohne die Gehlensche oder doch auch Plessnersche Angst davor zu teilen und nicht weniger auf das »ganz Andere« der Frankfurter Denker verzichtend. Deshalb auch konnte Alfred Schütz anstelle von Ernst Bloch zum Schlüsselautor werden, einer nämlich, der vor dem Hintergrund seiner eigenen biographischen Erfahrung (darin Georg Simmel ähnlich) über »den Fremden«, »den Heimkehrer«, aber auch über »Don Quichotte« geschrieben hatte, also mit dem Wissen darum lebte, »dass das, was mir als lebensweltlich sicher gilt, nicht sicher ist«.

Das aber verpflichtet zur Nüchternheit. Schon Kant hatte einen gewissen Vorrang der praktischen vor der theoretischen Vernunft eingeräumt oder in Soeffners Wiedergabe: »Das Primat [...] der praktischen unzulänglichen Vernunft, weil sie die Vernunft ist, mit der gelebt werden muss. Mit ihr wird entschieden. Die reine Vernunft entwirft und analysiert, sie lebt aber nicht.« Es sei dies bereits ein »soziologischer Gedanke« des Königsberger Transzendentalphilosophen gewesen.

Das also motiviert und insofern: »erklärt« (!) auch die innerweltliche Rastlosigkeit des Engagements von Hans-Georg Soeffner: Neben den Professuren in Essen, Hagen, Potsdam, vor allem aber als Nachfolger Luck-

manns in Konstanz und neben Gastprofessuren in San Francisco, Berkeley, Boston, Santiago de Chile, Luzern, St. Gallen, Zürich und Wien hat er stets viele akademische und wissenschaftsorganisatorische Aufgaben übernommen (um die durchaus auch massenmediale Passfähigkeit seiner Fernsehauftritte sollten sich die von ihm auch inspirierten und geförderten Vertreter einer Visuellen Soziologie kümmern). In unterschiedlichsten Universitätsämtern, auch als wiederholter Konstanzer Prorektor, als – um eine besonders belastende Aufgabe zu erwähnen – gewählter DFG-Gutachter und in wissenschaftlichen Zeitschriften und Wissenschaftsgesellschaften, ebenso als jahrelanger Vorsitzender eines der Wissenschaftlichen Beiräte des Goethe-Instituts hat er ehrenamtlich gewirkt. Und das ist keine Vergangenheitsformel, denn seit 2007 ist er Vorsitzender unserer Fachgesellschaft und Senior Fellow sowohl am Kulturwissenschaftlichen Institut in Essen (dem Sitz auch der DGS-Geschäftsstelle) als auch des Münsteraner Exzellenzclusters »Religion und Politik«.

Die doppelte Perspektive einer Rekonstruktion des (möglichen) Handlungssinns und einer Aktionsmotivierung durch einen (vermuteten) Handlungssinn setzt er auch nach seiner Emeritierung mit ganzer Kraft fort. Seine Leitung der DGS jedenfalls ist nicht nur aus Dana Gieseckes Miterleben ein Full-Time-Job, immer den Experten, den Problemlöser, die Vermittlungsbegabung Hans-Georg Soeffners fordernd. All das kann sich – wie die hermeneutische Sequenzanalyse – nur im Detail bewähren und allein dadurch auf das Ganze zielen.

We Can Work It Out

Hans-Georg Soeffner und die Beatles

Ronald Kurt

Soeffner 1939, Lennon 1940, McCartney 1942, Harrison 1943, Starr bzw. Starkey 1940 geboren, gehören derselben Generation an. Und es sollte ihre Bestimmung sein, die Welt nachhaltig zu verändern. So wie die Beatles in eine ermattete Welt hineinexplodierten – so beschreibt es der Beatles-Biograf Bob Wooller –, so explodierte Hans-Georg Soeffner in eine ermattete Soziologie hinein.

Die Beatles begründeten die Popkultur, Hans-Georg Soeffner die hermeneutische Wissenssoziologie. Dabei ist beiden eigen, dass sie sich von der Hochkultur distanzieren und sich stattdessen der Alltagskultur zuwenden – um gerade in dieser Kehre dann doch wieder Bestandteil der Hochkultur zu werden.

Über seine Haltung zum Begriff der Kultur äußerte sich Soeffner mir gegenüber in einem Interview am 16. Juli 2005 so:

»Als ich zum Studium kam, hatte ich es fast nur noch mit Hochkultur zu tun, aber es ist ganz klar, dass die Zeit meines Lebens in Essen und auch die Wertschätzung der Lebenswelten im Ruhrgebiet ... immer als Kontrolle gewirkt haben, wenn mir eine allzu hochgestochene Kulturtheorie begegnete.«

Und genau so wie die Beatles, so wollte sich auch Hans-Georg Soeffner mit der Kultur, in der er lebte, nicht abfinden. Seit je her geht es ihm um die »Veränderbarkeit von Kultur«. Ich zitiere noch einmal aus meinem Interview mit ihm: »Die Frage ist, wie kann man das, was da als Kultur mir vorgegeben wird, die ich aber so nicht will, wie kann man das verändern?«

Es kommt nicht von ungefähr, dass sich Soeffner 1972 in seiner Dissertation »Der geplante Mythos« mit dem Thema Utopie auseinandersetzte.

1972 – da war die Zeit der Beatles schon vorbei und John, Paul, George und Ringo gingen ihre eigenen Wege und auch Hans-Georg Soeffner begann, seinen eigenen Weg zu gehen.

Meine Frage ist nun: Was geschah in den 60er Jahren? Die Beatles und Hans-Georg Soeffner – steckt da nicht noch mehr drin?

Es steckt mehr darin – und das wurde mir klar, als ich mir den Beatles-song *We can work it out* einmal genauer anhörte.

We can work it out

Try to see it my way

Do I have to keep on talking till I can't go on.

While you see it your way,

Run the risk of knowing that our love may soon be gone.

We can work it out. We can work it out.

Think of what you're saying.

You can get it wrong and still you think that it's all right.

Think of what I'm saying

We can work it out and get it straight, or say goodnight.

We can work it out. We can work it out.

Life is very short

And there's no time for fussing and fighting my friend.

I have always thought, that it's a crime

So I will ask you once again

Try to see it my way

Only time will tell if I am right or wrong

While you see it your way

There's a chance that we might fall apart before too long

We can work it out

We can work it out

Aufgenommen am 20.10.1965, kam »We Can Work It Out« (zusammen mit »Day Tripper«) am 3.12.65 in England und am 6.12.65 in den USA auf den Markt. Es wurde sofort ein Nr.1-Hit. Die Komposition geht im Wesentlichen auf Ideen von Paul McCartney zurück.

Paul McCartney: Lead-Gesang, Bass
John Lennon: 2. Stimme, Harmonium, Akustikgitarre
George Harrison: Tambourin
Ringo Starr: Schlagzeug
George Martin: Produzent

Die Geburt der hermeneutischen Wissenssoziologie aus dem Geist der Musik der Beatles

Wie hat der damals 27jährige Student Hans-Georg Soeffner auf dieses Lied reagiert?

Schon das Wort »Work«, Arbeit, dürfte auf den von seinen Eltern in die protestantische Arbeitsethik hineinerzogenen Hans-Georg anziehend gewirkt haben. Zudem eröffnet der englische Ausdruck »to work out« einen interessanten Bedeutungsraum: wir kriegen das hin, wir lösen das Problem, wir erarbeiten, entwickeln, verstehen etwas.

Schon beim Titel also wird Soeffner hellhörig geworden sein. Die erste Zeile aber muss dann wie eine Offenbarung geklungen haben:

Try to see it my way

In G-Dur, fast monoton mit dem Grundton g die Perspektivenübernahme fordernd, wird mit diesen Worten das 1. Gesetz der Hermeneutik in die Welt hineingesungen: Versuche, den Standpunkt eines anderen einzunehmen.

Das versuchsweise Sichhineinversetzen in die Perspektive eines Anderen ist der Startpunkt der eigentlich hermeneutischen Tätigkeit. Weil McCartney wusste, dass es zum Bewusstsein eines Anderen keinen direkten Zugang gibt, konnte es natürlich nicht heißen: »See it my way«. Das Dilemma, dass der Andere dem verstehen Wollenden letztlich entzogen bleibt und dass wir uns ja gerade deshalb so zu ihm hingezogen fühlen, hat Paul auf diese Weise klar zum Ausdruck gebracht. Aber wie versuchen wir trotz der Unerreichbarkeit des Anderen diesem näher zu kommen? Für den Liverpools Hermeneuten Sir Paul ist die Antwort klar: in dem wir Zeichen setzen, vor allem, in dem wir Sprache benutzen und miteinander reden. Die nächste Zeile lautet dementsprechend:

Do I have to keep on talking till I can't go on.

Und hier wird auch gleich in aller Direktheit ein Grundproblem angesungen, das mit Sprechakten immer verbunden sein kann: Wenn der andere nicht zuhört, die Zeichen nicht als Zeichen versteht oder den hypothetischen Standpunktwechsel verweigert, dann kann man reden bis man schwarz wird. In der nächsten Zeile führt uns McCartney schonungslos die Folgen einer solchen Haltung vor:

*While you see it your way,
Run the risk of knowing that our love may soon be gone.*

Solange du bei dir bleibst, bei deiner Sicht der Dinge, laufen wir Gefahr unsere Liebe zu verlieren. Paul wird an dieser Stelle sehr persönlich. Der Grund hierfür ist offensichtlich: er instrumentalisiert hier das Thema Liebe, um seine anspruchsvolle Dialogphilosophie auch dem popkulturorientierten Alltagsmenschen nahe bringen zu können. Die Message: soziale Beziehungen sind gefährdet, wenn die aufeinander Bezogenen auf ihrer Sicht der Dinge beharren. Das Argument erhält zusätzliche Strahlkraft durch seinen realen Hintergrund:

Paul schrieb diese Verse nach einer Auseinandersetzung mit Jane Asher. Jane, die Paul 1963 kennen lernte – 67 verlobten sie sich, 68 trennten sie sich –, diente Paul als Inspirationsquelle für mehrere Songs: Für »There and Everywhere« und »For No One« und eben auch für »We Can Work It Out«. Jane Asher ist heute im Übrigen unter anderem Inhaberin einer Firma für Fertigkekse.

Zurück zum Song: Indem Paul dafür plädiert, sich von sich selbst zu distanzieren, formuliert er das zweite Grundgesetz des hermeneutischen Denkens: Versuche, dir deine in Selbstverständlichkeit verschlossenen Vorverständnisse und Vorurteile bewusst zu machen.

Der Rest der Hermeneutik ist Arbeit am Zeichen: methodisch kontrollierte Interpretation mit der Intention der Sinnrekonstruktion. Das lässt sich schwer in Worte fassen; Paul hat sie gleichwohl gefunden – im Refrain: *We can work it out*. Und immer wieder: *We can work it out*.

Paul bleibt hier bewusst mehrdeutig. Einerseits spielt er mit dem Miteinanderreden auf ein Problemlösungsmittel des Alltagsverstehens an; andererseits spielt er auf das wissenschaftliche Verstehen in Gruppeninter-

pretationsprozessen an. Schließlich versteht man gemeinsam mehr als alleine. Am besten geht es im Verstehen voran, wenn es gelingt, Mehrdeutigkeit durch Multiperspektivität zu generieren. Dass es im Prozess des Zeichen-Verstehens dann auch darum geht, den Sinn der Zeichen in der Linie des Geschehens zu rekonstruieren (insbesondere mithilfe der Sequenzanalyse) und dass man im hermeneutischen Zirkel von den Teilen zum Ganzen und vom Ganzen zu den Teilen zu denken hat, kann Paul hier nicht kommunizieren. In 2 Minuten 15 Sekunden kann man eben dann doch nicht alles sagen.

Weiter im Lied. In der nächsten Strophe verstärkt Paul seine Aufforderungen zum hermeneutischen Handeln:

Think of what you're saying

Fordere den anderen auf, seine Worte zu bedenken und darüber zu reflektieren, ob man sich nicht anders ausdrücken könnte, so dass das Gemeinte besser verstanden wird. In der nächsten Sequenz kommt Paul folgerichtig auf das Problem des Missverstehens zu sprechen:

You can get it wrong and still you think that it's all right

Wird etwas falsch Verstandenes für richtig gehalten, dann wird es schwer, dieses Missverstehen wieder aufzubrechen. McCartneys Antwort auf die Gefahren eines sich in sich selbst verkapselnden Missverstehens überrascht nicht:

Think of what I'm saying

Er fordert also wieder eindringlich zur Reflexion, zur Distanzierung und natürlich einmal mehr zur Perspektivenübernahme auf. Und erneut zeigt er uns die Konsequenzen auf:

We can work it out and get it straight, or say goodnight

Der Akzent liegt bei der Auslegungsarbeit immer auf dem Wir. Paul vertraut also darauf, dass im gegenseitigen Offensein für den Anderen die Lösung liegt. Zeigen wir uns nicht offen für die Möglichkeit, dass uns der An-

dere etwas zu sagen hat, dann kann es schnell zum Abbruch von Beziehungen kommen. Diesem negativen Moment – goodnight – wird aber von Paul schnell wieder durch die Beschwörung seines hermeneutischen Mantras entgegengewirkt:

We can work it out. We can work it out

Was kann jetzt noch kommen? Die Beatles wären nicht die Beatles, wenn das schon alles gewesen wäre. Und tatsächlich: Im nächsten Takt kippt das Stück atmosphärisch von Dur nach Moll und auch der Text führt in eine andere Welt hinein. In einem bedrohlichen Stakkato hören wir die Worte:

Life is very short

Warum in aller Welt bricht Paul hier mit seinem Verstehensoptimismus. Das ist äußerst rätselhaft und aus dem Stück heraus scheint diese Wendung nicht motiviert zu sein:

Life is very short and there's no time for fussing and fighting my friend

Da aber alles, was Menschen mit Zeichen zum Ausdruck geben, sinnhaft ist, muss auch hier etwas zu verstehen sein. Angesichts dieses Rätsels hilft uns hier nur Kontextwissen weiter. Die Spur führt zu John Lennon. Er ist der Autor dieses Mittelteils. Das erklärt einiges.

Mit dem Wechsel von Dur nach Moll findet also gleichzeitig ein Sprecherwechsel statt. Musikalisch wie inhaltlich setzt John Lennon hier mit seinem pessimistischen, an die Vergänglichkeit des Menschen gemahnenden »Life is very short« einen wirkungsvollen Kontrapunkt zum Verstehensoptimismus von Paul McCartney. Hier mischt sich Lennonsche Ungeduld und Düsternis mit ein. Erst 1980, kurz vor seiner Ermordung, vertraute Lennon dem »Playboy« an, wie es 1965 wirklich war: »You've got Paul writing: We can work it out – real optimistic, y'know, and me, impatient: Life is very short, and there's no time for fussing and fighting, my friend.«

Nun kommt noch George Harrison ins Spiel. Er steuerte in einer Session noch die Idee hinzu, über einen schweren, vielleicht die Mühen und Vergeblichkeiten des Verstehens symbolisierenden Walzerrhythmus das Lied im Dreivierteltakt wieder in den Viervierteltakt der Strophe zurückzuführen. Der Eindruck, dass hier das Dunkle des Verstehens heraus-

gestellt werden soll, verstärkt sich noch, wenn der begleitend zu »We can Work It Out« in den Londoner Twickenham Studios gedrehte Promo-Film in die Interpretation miteinbezogen wird. Hier sieht man einen frohsinnig singenden Paul, einen diabolisch vom Bildrand her grinsenden, das Harmonium wie eine Kirchenorgel traktierenden John, einen tief nach innen, wohl schon nach Indien schauenden George und einen Ringo, der die Walzerstelle mit ersterbend finstrer Miene spielt. Auch der schwarze Rollkragenpullover, den alle Beatles tragen, passt voll ins Sinnbild meiner Interpretation hinein.

Die Ambivalenzen des Verstehens zwischen dem Verstehen-Wollen und dem Nie-ganz-verstehen-Können, zwischen dem Verdammnis zum Verstehen und dem Verstehen als einem unabschließbaren, unendlichen, immer in der Schwebelage bleibenden Denkprozess, all das ist in »We Can Work It Out« in Wort und Ton und Bild bizarr und brillant und zugleich einfach und tief zum Ausdruck gebracht.

Der Oasis-Gitarist Noel Gallagher meint, dass »We Can Work It Out« der Song ist, der die Beatles definiert. Soziologiegeschichtlich betrachtet muss man hier jedoch noch einen Schritt weiter gehen. Er ist die Geburt der sozialwissenschaftlichen Hermeneutik aus dem Geist von John, Paul, George und Ringo.

Spätestens an dieser Stelle aber muss sich Skepsis regen, muss gefragt werden: Kommt die sozialwissenschaftliche Hermeneutik tatsächlich aus Liverpool? Kann die Hermeneutik im Angelsächsischen ihre Wurzeln haben? Eroberte sie über den von den Beatles inspirierten Hans-Georg Soeffner den Kontinent?

Oder war es nicht viel mehr umgekehrt? Ist es nicht viel wahrscheinlicher, dass die Beatles das Prinzip der Perspektivenübernahme von Hans-Georg Soeffner erlernt haben, dass die Lennonsche Beschwörung menschlicher Sterblichkeit in Odo Marquards hermeneutischer Formel »vita brevis« wurzelt, dass der Glaube an das verständigungsorientierte Miteinander aus Jürgen Habermas' Theorie des kommunikativen Handelns stammt und dass das Mantra des »We Can Work It Out« auf Gadamer's Horizontverschmelzungstheorie zurückzuführen ist?

Es drängt sich jetzt eine ganz andere Lesart auf: Noch bevor Soeffner, Marquard, Habermas und Gadamer ihre Theorien und Methoden des Verstehens publizierten, muss es Anfang der 60er zu einem Treffen zwischen

Soeffner, Marquard, Habermas, Gadamer und den Beatles gekommen sein, in dem die Beatles die Grundlagen des hermeneutischen Denkens von den vier deutschen Denkern erlernten. Ort des Treffens könnte 1962 der »Star-Club« in Hamburg gewesen sein. Der Beatles-Manager Brian Epstein hat wahrscheinlich dafür gesorgt, dass dieses Treffen tot geschwiegen wurde. Hätte die Öffentlichkeit davon erfahren, dann hätte dies dem Do-it-yourself-Image der Beatles sicher irreparable Schäden zugefügt. Nie wäre es zu einer Beatlemania gekommen. Andererseits wären Soeffner, Marquard, Habermas und Gadamer wohlmöglich zu Popstars mutiert. Dabei hätten sie zwangsläufig – als die Fab Four der deutschen Hermeneutik – die für ihre Arbeit zentrale wissenschaftliche Distanz verloren. Natürlich ist für Wissenschaftler mit Ethos dieser Preis ein viel zu hoher.

Gibt es Beweise für die Begegnung zwischen Soeffner und den Beatles? Hat die Zusammenarbeit Spuren im Werk der Beatles hinterlassen? Die These, dass das kleine, aber feine Trompetensolo in »Penny Lane« von Hans-Georg Soeffner gespielt wurde, lässt sich letztlich nicht zweifelsfrei beweisen. Beweiskräftiger ist der folgende Zusammenhang. Wo kommt eigentlich das sich im Deutschen hartnäckig haltende Ha Ge für Hans-Georg Soeffner her? Meine Vermutung ist, dass die Fab Four ihrem Essener Freund, den sie, wie sonst, H.G. (äetsch ji) nannten, mit dem Lied »Hello, Goodbye« im November 67 eine versteckte geheimsprachliche Würdigung zuteil werden ließen. Von dort aus muss das englische Aetsch Ji langsam als Ha Ge ins Deutsche eingesickert sein. Und, darüber hinaus: kann es für die merkwürdige Tatsache, dass die Beatles im Juni 1966 nach Essen, ausgerechnet nach Essen, kamen – in den Geburtsort von Hans-Georg Soeffner – einen anderen Grund geben als eben diesen Hans-Georg Soeffner selbst? Nein. Womit nunmehr eindeutig bewiesen ist: Hans-Georg Soeffner ist ein Beatle.

Im Anschluss an den Vortrag improvisierte Jürgen Dahmen Variationen zu »We can work it out« von den Beatles (<http://www.juergendahmen.com/>).

Das Doktoranden-Betreuer-Verhältnis

Interdisziplinäre Gemeinsamkeiten und
soziologiespezifische Besonderheiten

Nina Baur und Robert J. Schmidt

1. Die zunehmende Bedeutung der Verbesserung von Promotionsbedingungen

Die Debatte um die Qualität des Lehrens und Lernens an Universitäten befasst sich in der Regel mit Studierenden.¹ Wie Doktoranden lernen und welche Faktoren für eine erfolgreiche Promotion relevant sind, wird dagegen selten diskutiert. Dieses Thema wird künftig an Bedeutung gewinnen, da die Zahl und Qualität der Promotionen zunehmend zu einem Kriterium der Leistungsmessung in Forschung und Lehre wird (Neidhardt 2008, Münch 2009).

Gleichzeitig besteht erheblicher Handlungsbedarf bezüglich der Verbesserung der Promotionsbedingungen: Zwar ist die *Promotionsquote* in Deutschland nach der Schweiz und Schweden die dritthöchste der Welt (KB 2006: 117, BMBF 2008: 47), und die Zahl der Promotionen pro Universitätsprofessor ist zwischen 1993 und 2005 von durchschnittlich 0,6 auf 0,8 Promotionen pro Jahr gestiegen (BMBF 2008: 64), aber für den einzelnen Doktoranden ist die Promotion allein schon deshalb ein Risiko, weil zwei von drei begonnenen Promotionen scheitern, d.h. nicht erfolgreich abgeschlossen werden (BMBF 2008: 72).

¹ Im Folgenden sind mit allen Personenbezeichnungen Männer und Frauen gleichermaßen gemeint.

Im Gegensatz zur überdurchschnittlichen Promotionsquote rangiert Deutschland hinsichtlich des Durchschnittsalters zum Zeitpunkt des Abschlusses der Promotion lediglich im europäischen Mittelfeld (BMBF 2008: 47). Das mittlere *Promotionsalter* ist dabei seit 1995 um mehr als ein Jahr gestiegen und liegt heute bei 34 Jahren (BMBF 2008: 58, 61). Für deutsche Promovierte bedeutet dies, dass sie relativ lange auf prekären Stellen beschäftigt sind (Dörre, Neis 2008; Klecha, Reimer 2008) und ihnen bei Bewerbungen auf Post-doc-Stellen erhebliche Nachteile entstehen können, da Wissenschaftler, die im Ausland promoviert haben, häufig deutlich jünger sind. Weiterhin können und wollen nicht alle Promovierten in der Wissenschaft weiterarbeiten. Die Chance, eine Stelle außerhalb der Wissenschaft zu finden, hängt aber auch vom Alter des Bewerbers ab (BMBF 2008: 50f.). Eine Hauptursache für das hohe Promotionsalter scheint zu sein, dass zuviel Zeit vom Studienabschluss bis zum Abschluss der Promotion verstreicht. Dabei herrscht – infolge von Verzögerungen zwischen Studienabschluss und Beginn der Promotion sowie durch Unterbrechungen der Bearbeitung während der Promotionsphase (z.B. mangels Finanzierung oder durch Erziehungszeiten) – eine Diskrepanz zwischen Promotionsdauer (in der Soziologie durchschnittlich 6 Jahre) und reiner Bearbeitungsdauer, also der Zeit, in der der Doktorand tatsächlich an der Dissertation arbeitet (durchschnittlich 4 Jahre) (BMBF 2008: 82–85).

Gleichzeitig fungiert die Promotion als Mechanismus sozialer Schließung (Lenger 2008): Bestimmte soziale Gruppen haben systematisch geringere Promotionschancen. Im europäischen Vergleich besteht diesbezüglich das größte Defizit der deutschen Nachwuchsförderung in der deutlich geringeren *Promotionsquote von Frauen* gegenüber der von Männern, auch wenn der Frauenanteil bei den abgelegten Promotion zwischen 1993 und 2005 von 32 % auf 40 % gestiegen ist. Der Frauenanteil variiert weiterhin fächerspezifisch von 14% (Ingenieurwissenschaften) über 31% (Rechts-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften) bis zu 74% (Veterinärmedizin) (BMBF 2008: 47; 58–61). Auch hinsichtlich der Qualifikationsphasen, in denen der Frauenanteil sinkt, existieren fachspezifisch unterschiedliche Muster: Manche Fächer, namentlich die meisten Ingenieurwissenschaften, stehen vor einem Rekrutierungsproblem, d.h. es gelingt ihnen nicht, Frauen überhaupt als Studienanfänger zu gewinnen, aber sie können genau diesen geringen Anteil über alle Qualifikationsphasen einer Wissenschaftskarriere bis hin zur Professur halten (Metz-Göckel 2008: 217; WR 2007: 16). Die Sozial-, Kultur- und Gesellschaftswissenschaften haben dagegen

ein Selektionsproblem: In diesen Fächern beträgt das Frauen-Männer-Verhältnis in der Regel bei den Absolventen im Schnitt noch etwa 70:30 und dreht sich erst bei den Promotionen auf ein Verhältnis von etwa 30:70 um. Der Frauenanteil sinkt damit sogar unter den Durchschnitt aller Fächer (WR 2007: 15). Bei jedem weiteren Statusübergang sinkt dieser weiter ab (Lehnert et al. 1998; Müller 2008; Metz-Göckel 2008: 217). Damit existiert gerade für die Soziologie zusätzlich zu der Notwendigkeit einer allgemeinen Verbesserung der Promotionsbedingungen ein besonderer Handlungsbedarf in der Frauenförderung.

2. Die Gestaltung des Doktoranden-Betreuer-Verhältnisses als Herausforderung für den einzelnen Hochschullehrer

Es ist eine Vielzahl von Faktoren auf verschiedenen Handlungsebenen denkbar, die beeinflussen können, ob Promotionsbedingungen gut oder schlecht sind, z.B. die Internationalisierung der Hochschullandschaft, die derzeitige Umstrukturierung des deutschen Hochschulwesens im Rahmen der Exzellenzinitiative, Einsparungsmaßnahmen und Personalabbau gerade in den Sozialwissenschaften im vergangenen Jahrzehnt oder die organisationalen Struktur der einzelnen Hochschulen.

Da die einzelnen Hochschullehrer in der Regel diese strukturellen Gegebenheiten nur bedingt beeinflussen können, konzentrieren wir uns im Folgenden auf die Frage, wie die individuelle Beziehung zwischen Betreuer und Doktorand gestaltet werden kann und sollte, um optimale Promotionsbedingungen zu schaffen, welche Probleme hierbei auftreten und wie diese gelöst werden können. Datenbasis sind dabei Experteninterviews, die im Rahmen einer Studie zu den Promotionsbedingungen der wissenschaftlichen Mitarbeiter an der TU Berlin (Baur et al. 2008) zwischen Oktober 2007 und Februar 2008 mit 15 Professoren der Technischen Universität Berlin geführt und mit Hilfe einer qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring (2003) ausgewertet wurden. Die Interviewpartner wurden bewusst nach dem Streuungsprinzip ausgewählt und decken das gesamte Fächerspektrum

der TU Berlin ab. Dies ermöglicht, fachübergreifende Aspekte mit Fachspezifika der Soziologie zu kontrastieren.²

Ein erstes wichtiges Ergebnis ist, dass die Betreuung eines Doktoranden für die von uns befragten Hochschullehrer nicht nur ein »Job« ist, sondern eine hochemotionale Aufgabe. Einige Professoren nutzen sogar die Eltern-Kind-Methapher, um ihr Betreuungsverständnis zu explizieren: »Das ist ein Erziehungsprozess. Und es ist ja im weitesten Sinne auch noch Ausbildung« (Interview E). Dies ist ein weiterer Grund, sich mit dem Doktoranden-Betreuer-Verhältnis auseinanderzusetzen: Nach Einschätzung unserer Interviewpartner hat ein Großteil aller Betreuer ein sehr ausgeprägtes Interesse an einer schnellen und erfolgreichen Promotion der von ihnen betreuten Doktoranden. Das Scheitern des Doktoranden impliziert folglich immer auch ein Scheitern des Betreuers und wird von unseren Interviewpartnern auch so empfunden.

Gerade diese Emotionalität ist Ursache sowohl für das hohe zeitliche Engagement vieler Hochschullehrer in der Doktorandenbetreuung, als

2 Es sei an dieser Stelle ausdrücklich auf die Grenzen der Studie hingewiesen:

- 1) Die Studie befasste sich mit wissenschaftlichen Mitarbeitern mit Lehrverpflichtung, und nur diese sind gemeint, wenn im Folgenden von »Doktoranden« die Rede ist. Gegenüber anderen Gruppen von Doktoranden (externe Doktoranden, Doktoranden in Graduiertenkollegs oder an Forschungsinstituten) hat diese Gruppe in der Regel den Nachteil einer größeren Arbeitsbelastung in Lehre und Verwaltung, die Vorteile einer größeren finanziellen Sicherheit (durch längere Arbeitsverträge) und einer höheren Kontaktdichte zum Betreuer und dem Institut.
- 2) Die Studie spiegelt die Sichtweise der Betreuer wider. Es ist wahrscheinlich, dass die Betreuer Machtbeziehungen zwischen Betreuer und Doktorand ausblenden und mögliche Kommunikationsstörungen übersehen. Ein Indikator dafür ist, dass die von uns befragten Professoren weitestgehend angaben, funktionierende Betreuungsbeziehungen zu haben, während eine standardisierte Befragung der Doktoranden der TU aus dem Vorjahr (Kubath, Leitner 2007) zumindest teilweise ein anderes Bild abgab. Weiterhin können die Doktoranden Lösungsvorschläge gerade für den Bereich der individuellen Betreuung voraussichtlich expliziter artikulieren (vgl. z.B. Gerhard et al. 2005; Schmidt, Richter 2008), etwa wie genau die Vorgaben, die Unterstützung bei der persönlichen Karriereplanung, die Diskussionsmöglichkeiten mit Kollegen und die Anbindung an die Scientific Community durch den Betreuer in der Praxis gestaltet werden sollten. Diese Wünsche äußern die Doktoranden möglicherweise gegenüber einem neutralen Forscher-Team offener als gegenüber ihrem Betreuer.
- 3) Kommunikationsstörungen ergeben sich interaktiv und sind den Beteiligten oft nicht bewusst, weshalb hier die Befragung (gegenüber der Beobachtung) an ihre Grenzen stößt.
- 4) Wie häufig die hier dargestellten Problemkonstellationen auftreten, müsste mit Hilfe einer quantitativen Studie überprüft werden.

auch Ansatzpunkt für Veränderungen: Man kann davon ausgehen, dass die meisten Professoren die Promotionsbedingungen verbessern wollen, sich aber im Unklaren darüber sind, wie dies zu bewerkstelligen ist.

Erschwert wird dies dadurch, dass Hochschullehrer hierbei nur bedingt von Managererfahrungen aus Firmen lernen können, da sich die Führungsanforderungen im Wissenschaftsbereich von denen in der Privatwirtschaft teilweise erheblich unterscheiden: Einerseits sind wissenschaftliche Mitarbeiter meist in eine konkrete Organisationseinheit (z.B. Lehrstuhl, Fachgebiet) eingebunden, in deren Rahmen sie sich – ebenso wie Mitarbeiter in Unternehmen – unter anderem in ein Team integrieren, Anweisungen ihres Vorgesetzten befolgen, Arbeitsaufträge (z.B. Lehre, Projektarbeit) termingemäß erledigen müssen. Andererseits benötigen Promovierende größere Freiräume als Mitarbeiter in einem Unternehmen, um eigenständige Entscheidungen zu treffen. »Angehende Nachwuchswissenschaftler sollen während der Promotionsphase darin unterstützt werden, ihre wissenschaftliche Selbständigkeit zu entwickeln, um die erworbenen Kenntnisse später innerhalb der Hochschule oder außerhalb in verantwortungsvollen Positionen einsetzen zu können. (...) Genau diese Heranführung an die Selbständigkeit macht gegenüber »normalen Unternehmen« ein anderes Führungsverständnis notwendig« (Schmidt, Richter 2008: 55).

Um einen Beitrag zu der Debatte leisten zu können, wie das Doktoranden-Betreuer-Verhältnis optimal gestaltet werden kann, betrachten wir im Folgenden drei Grundsatzentscheidungen, die Professoren im Rahmen einer Betreuungsbeziehung treffen müssen: die Auswahl der Doktoranden, die Entscheidung für die Betreuungsform und für das Betreuungsmodell, also die konkrete Ausgestaltung der Einzelbetreuung. Abschließend werden wir einige typische Ursachen für Störungen des Betreuungsverhältnisses diskutieren.

3. Auswahl von Doktoranden: Qualität vs. Quantität

3.1 Zwei divergierende Auswahlstrategien

Eine der wichtigsten Entscheidungen im Rahmen der Betreuung ist die Frage, wen ein Hochschullehrer überhaupt als Doktorand annimmt. Hierbei stehen die Professoren angesichts begrenzter Zeitressourcen vor dem Dilemma der Wahl zwischen Quantität (viele Diplomanden und Doktoran-

den bei relativ schlechter Betreuung) und Qualität (wenige Diplomanden und Doktoranden bei guter Betreuung).

Wie viele Doktoranden gleichzeitig sinnvoll betreut werden können, hängt stark von der Fachkultur, dem Betreuungsmodell des Professors, der Mitarbeiter- und Arbeitsstruktur in einer Organisationseinheit sowie der Selbständigkeit des einzelnen Doktoranden ab. Entsprechend lassen sich unter den befragten Hochschullehrern keine gemeinsamen Vorstellungen finden. Trotzdem treten ab einer bestimmten Anzahl von Doktoranden Schwierigkeiten auf, und zwar nicht nur in der Form, dass der Betreuer insgesamt weniger Zeit für den einzelnen Doktoranden hat: »Es kann auch zum Beispiel sein, dass man sich einfach nicht in so viele Themen reindenken kann, man muss ja, wenn man eine gute Betreuung machen will, sich richtig reindenken« (Interview J). Infolgedessen lassen sich zwei Extrempole an Auswahlstrategien für Doktoranden identifizieren:

1. *die Selbstselektionsstrategie*: Einige Professoren nehmen sehr viele Doktoranden an, »von denen dann einige die Promotion irgendwie schaffen« (Interview C). Der Betreuer schließt nicht von vorne herein aus, dass im Laufe der Promotionszeit insofern eine Selbstselektion der Doktoranden stattfindet, als ein Teil der Doktoranden für die Promotion sehr lange braucht oder sie nicht abschließt und schließlich aufgibt.
2. *die Strategie der aktiven Rekrutierung*: Andere Professoren konzentrieren sich bei der Auswahl ihrer Doktoranden auf die Qualifiziertesten (»weniger, aber besser«, Interview M). Diese Professoren hoffen nicht nur, dass möglichst alle Doktoranden die Promotion vollenden, sondern auch dass diese besonders gut promovieren.

3.2 Der Zusammenhang zwischen Auswahlstrategie und Fachkultur

Die Reformen der letzten Jahre zeigen, dass die Strategie der aktiven Rekrutierung nicht zwangsläufig besser sein muss, da eine intensive Betreuung (viel Zeitaufwand pro Doktorand) nicht unbedingt gleichzusetzen ist mit einer qualitativ hochwertigen Betreuung (die dem Doktorand eine schnelle und erfolgreiche Promotion ermöglicht) (Pechar 2008). Vielmehr scheint es – auch wenn in unserer Studie die Auswahlstrategien quer über die Fächer streuen – eine Wahlverwandtschaft zwischen der Auswahlstrategie und der Fachkultur zu geben. Epistemologisch und methodologisch

können *stark und schwach formalisierte Wissenschaften* unterschieden werden, wobei der Formalisierungsgrad oft mit einer typischen Form der intradisziplinären Arbeitsteilung einhergeht (vgl. z.B. Huber 1991; Becher 1987a, 1987b), die wiederum Konsequenzen für die Doktorandenbetreuung hat:

In den stark formalisierten Natur- und Ingenieurwissenschaften wird Forschung von einer bestimmten Erkenntnisperspektive aus betrieben. Dadurch wird Forschung in großen Teams möglich und sinnvoll, die hochgradig arbeitsteilig am selben Forschungsprogramm arbeiten. Im Rahmen solcher Forschung geht Betreuung einher mit gemeinsamer Arbeit am Forschungsgegenstand in Laboren. Da jede Dissertation ihren Platz im Gesamt-Forschungsprogramm hat, sind die Dissertationsbetreuer ebenso auf die Arbeit des Doktoranden angewiesen wie dieser auf die Unterstützung des Betreuers. Unsere Interviewpartner aus diesen Fächern erachten es aufgrund des abnehmenden Betreuungsaufwands pro Doktorand bei zunehmender Doktorandenzahl als sinnvoll, viele Doktoranden gleichzeitig zu betreuen, was eine Affinität zur Selbstselektionsstrategie zur Folge hat.

Solche Betreuungsmodelle können in der Soziologie da sinnvoll sein, wo – etwa in Max-Planck-Instituten oder anderen Forschungseinrichtungen, in SFBs oder in Graduiertenkollegs – an einem gemeinsamen Thema gearbeitet wird, insbesondere dann, wenn sich die Forschergruppe einem gemeinsamen theoretischen Rahmen verpflichtet fühlt und mit hoch standardisierten Instrumenten arbeitet.

Nach wie vor typisch scheint uns aber für die Soziologie zu sein, dass Forschung selbst innerhalb einer Organisationseinheit aus verschiedenartigen Erkenntnisperspektiven betrieben wird, die historisch und kulturell, aber auch abhängig von der ›Schule‹ oder individuellen Disposition des Forschers variieren und deshalb zu Beginn jedes wissenschaftlichen Textes explizit gemacht werden muss. Nahezu jeder Forscher arbeitet mit einem spezifischen theoretischen Hintergrund an seinem eigenen Forschungsprojekt. Im Rahmen seiner Dissertation soll der Doktorand sich unter anderem auch von seinem Betreuer wissenschaftlich absetzen. Es kostet den Betreuer damit sehr viel Zeit, sich in die Arbeit eines Doktoranden einzudenken und diese zu betreuen, da praktisch keine Synergieeffekte durch wissenschaftliche Kooperation entstehen, was eher eine Strategie der aktiven Rekrutierung nahe legt. Betreuungsintensität ist in solchen Fällen notwendige, aber nicht hinreichende Bedingung für eine hohe Betreuungsqualität.

Aus Sicht der Doktoranden wird zusätzlich der Unterschied zwischen *angewandten und reinen Wissenschaften* besonders deutlich: In den angewandten Wissenschaften (wie den Ingenieur-, Erziehungs-, Rechts-, Planungswissenschaften und der Betriebswirtschaftslehre) muss die Selbstselektionsstrategie nicht immer ein Nachteil sein. So planen etwa in den Ingenieurwissenschaften 85% der Doktoranden eine Karriere außerhalb der Wissenschaft, etwa in der Industrie (Lenger 2008: 86). Die Promotion ist für sie nur ein Karriere-sprungbrett. Für die Karriere ist zwar ein Dokortitel, aber weder Qualität noch Note der Promotion wichtig.³

Im Gegensatz dazu stellt die Soziologie an sich selbst den Anspruch, Grundlagenforschung zu betreiben und trennt daher scharf zwischen Wissenschaft einerseits und Politik und Wirtschaft andererseits. Zu große Praxisnähe gilt in den reinen Wissenschaften demnach in der Regel als unwissenschaftlich. Dies bedeutet einerseits, dass Promotionsprojekte riskanter sind, da Wissenschaft als kreative, ergebnisoffene Tätigkeit begriffen wird, die auch scheitern kann. Andererseits sollen sie gerade nicht unmittelbaren Verwertungszwecken unterliegen. Entsprechend streben 46% der Soziologen, die sich für eine Promotion entscheiden, eine wissenschaftliche Karriere an (Lenger 2008: 86) und gehen mit der Promotion ein größeres Risiko (etwa im Vergleich zu Ingenieuren) ein, für den außerwissenschaftlichen Arbeitsmarkt (wegen zu großer Praxisferne) an Attraktivität zu verlieren. Damit sind Doktoranden in den Sozialwissenschaften eher auf eine gute Betreuung angewiesen, um die Chance auf eine erfolgreiche, qualitativ hochwertige Promotion und damit auf eine erfolgreiche wissenschaftliche Karriere zu erhöhen.

Aus dieser Perspektive erscheint die Strategie der aktiven Rekrutierung besonders wünschenswert, da hierdurch nicht nur die Möglichkeit der qualitativ hochwertigen Betreuung überhaupt erst entsteht, sondern auch verhindert wird, dass später sehr viele Promovierte um sehr wenige Post-Doc-Stellen konkurrieren und nur sehr wenige oder keine Alternativen haben. Andererseits steigt aus der Perspektive des Betreuers mit einer Beschränkung der Doktorandenzahl auch das Risiko von Fehlrekrutierungen sowie eines – zunächst rein quantitativen – Rückgangs des Lehr- und Forschungsoutputs.

3 In Ausnahmen kann aber auch in den reinen Wissenschaften die Selbstselektionsstrategie aus Sicht der Doktoranden wünschenswert sein. So ist etwa in der Chemie die Promotion der Regelabschluss (d.h. ohne Promotion haben Absolventen sehr schlechte Arbeitsmarktchancen außerhalb der Universität), weshalb es für möglichst alle Absolventen die Möglichkeit zur Promotion geben muss.

3.3 Hindernisse auf dem Weg zu einer Strategie der aktiven Rekrutierung

Insgesamt erscheint uns die Selbstselektionsstrategie im Bereich der Soziologie nicht nur für die Doktoranden suboptimal, sondern auch für die Betreuer, da Betreuungsenergien verloren gehen und damit in einer so betreuungsintensiven Disziplin die Qualität der Dissertationen leiden kann. Indirekt bestätigt wird dies auch durch Münchs (2007) Berechnungen, die zeigen, dass die Effizienz der gesamten Arbeitsgruppe bei einer zu großen Zahl von Teammitgliedern sinkt.

Strukturell wird derzeit aber die Selbstselektionsstrategie befördert: Viele der Systeme leistungsorientierter Mittelzuweisung, die derzeit an den meisten Universitäten implementiert werden, basieren auf rein quantitativen Indikatoren. Die Professoren werden belohnt, wenn sie möglichst viele Doktoranden betreuen und nicht, wenn sie möglichst viele Doktoranden *erfolgreich* betreuen (im Sinne zügiger Abschlüsse und qualitativ hochwertiger Dissertationen).

Weiterhin können drittmittelstarke Professoren (v.a. in den Ingenieurwissenschaften) wider Willen in die Selbstselektionsstrategie gezwungen werden: Dort wird wissenschaftliche Exzellenz stark am Drittmittelvolumen gemessen. Drittmittelstellen sind aber meist Qualifikationsstellen, d.h. um ein Projekt erfolgreich durchführen zu können, muss ein Doktorand eingestellt werden, egal ob die auf dem Arbeitsmarkt verfügbaren Bewerber für eine Promotion geeignet sind oder nicht.

Eine situative Komponente kommt hinzu: Bei der Strategie der aktiven Rekrutierung muss der Betreuer zumindest einmal deutlich »Nein« sagen. Unsere Interviewpartner bestätigen aber, dass es durchaus Professoren gibt, denen es sehr schwer fällt, Doktoranden abzulehnen.

Um eine stärkere Qualitätsorientierung zu schaffen, schlagen einige Professoren, vor allem der Geistes- und Sozialwissenschaften, vor, dass erstens Anreize für intensivere Betreuung geschaffen werden (allerdings ohne klare Vorstellungen zu haben, wie diese aussehen könnten) und dass zweitens die Professoren Doktoranden sorgfältiger auswählen. Wichtig erscheint den Befragten vor allem, die Eignung des potenziellen Doktoranden für den Wissenschaftsbetrieb zu prüfen, beispielsweise indem dieser seine Master- oder Diplomarbeit im Vorstellungsgespräch vorstellt.

4. Die Betreuungsform: Individual- vs. Kollektivbetreuung

Neben der Frage, wie Doktoranden ausgewählt werden sollen, ist zu klären, wie viele und welche Personen einen Doktoranden betreuen sollten. Im internationalen Vergleich lassen sich zwei Modelle der Doktorandenbetreuung beobachten: das Meister-Schüler-Modell bzw. Lehrlings-Modell (Individualbetreuung) und das strukturierte Doktoratsprogramm (Kollektivbetreuung) (Pechar 2008). Auch wenn seit einigen Jahren strukturierte Promotionsprogramme wie die Graduate School of Social Sciences (GSSS) auf dem Vormarsch sind (Mau, Gottschall 2008), ist für Deutschland die Individualbetreuung nach wie vor das Standardmodell.

Die meisten der von uns befragten Professoren legen großen Wert darauf, dass sie ihre Doktoranden selbst betreuen, wobei sie damit nicht notwendigerweise an ein Meister-Schüler-Modell denken, sondern meinen, dass Betreuung nicht delegiert werden sollte (z.B. an Post-Docs). Uneinigkeit herrscht dagegen darüber, ob dritte Personen in die Betreuung mit einbezogen werden sollen. Die Meinungsdivergenzen scheinen dabei quer durch die Disziplinen zu gehen.

Manche Professoren bevorzugen die *Individualbetreuung*. Sie erachten kollektive Promotionsprogramme als kritisch oder sie lehnen diese sogar explizit ab, da sie Gefahren in der Verschulung, im sinkenden persönlichen Engagement des Doktoranden, in einem durch die anderen Doktoranden des Promotionsprogramms ausgeübten Gruppendruck sowie im Eingriff in die wissenschaftliche Freiheit sehen.

Andere Hochschullehrer plädieren für *kollektive Formen der Betreuung*, doch auch diese Professoren legen großen Wert auf die eigene Betreuung und betonen, dass kollektive Betreuungsformen die enge, oft sehr vertraute Beziehung nicht gefährden dürfen. Vorteile dieser Betreuungsformen sind, dass dem Doktoranden verschiedene Meinungen zur Verfügung stehen, dass der Doktorand auf verschiedene Kompetenzen zurückgreifen kann, dass bei Kommunikationsstörungen eventuell zusätzliche Ansprechpartner zur Verfügung stehen und dass der Erstbetreuer zeitlich entlastet wird.

Eine erste Variante der kollektiven Betreuung besteht in der *Einbeziehung Zweiter und Dritter (Mitarbeiter oder Kollegen) in die Betreuung*, etwa in der Festlegung eines »Main-Advisors« neben Zweit- und Drittbetreuern nach amerikanischem Vorbild, damit der Doktorand von mehreren Personen Feedback erhält.

Eine zweite Variante der Kollektivbetreuung sind *Kolloquien*, die als wichtige Vernetzungsplattformen gesehen werden. Die Interviewpartner beschreiben, wie bei dieser Form des institutionalisierten Austauschs neue Ideen und Feedback generiert werden, aber vor allem der informelle Austausch gefördert wird. Hinsichtlich der Frage, ob die Teilnahme an Doktorandenseminaren verbindlich sein sollte, sind die Professoren unterschiedlicher Meinung. So hält ein Interviewpartner sie für erforderlich, aber faktisch nicht durchsetzbar: »Bei unverbindlicher Anwesenheit kommen die Doktoranden, aber nicht immer. Was ich ziemlich blöd finde, aber jeder ist seines Glückes Schmied« (Interview C). In Fachgebieten mit besonders vielen, in Arbeitsgruppen organisierten Doktoranden (etwa in den Naturwissenschaften) werden Kolloquien in der Regel für überflüssig erachtet, da hier bereits im Forschungsalltag ein Austausch unter den wissenschaftlichen Mitarbeitern erfolgt: »Das erfordert aber keinen Professoren-Eingriff oder Nachfrage. Das geht von selber« (Interview D).

Als nützlich, aber (zumindest für die TU Berlin) in ihrem derzeitigen Umfang mangelhaft, empfinden die Hochschullehrer, drittens die *außer-universitäre Vernetzung*. Konferenzen, spezifische Fortbildungsveranstaltungen und internationale Doktorandenseminare müssen aufgrund der Haushaltslage durch Drittmittel finanziert werden, die vielen Fachgebieten nicht im erforderlichen Umfang zur Verfügung stehen.

Die Meinungen zu der letzten Variante der Kollektivbetreuung, *Graduiertenschulen und strukturierten Promotionsprogramme*, unterscheiden sich stark. Als Vorteil strukturierter Promotionsprogrammen wird – ähnlich wie von Mau und Gottschall (2008) für die GSSS – die Chance einer informellen Vernetzung genannt, die einen breiteren fachlichen Austausch ermöglicht, der den Doktoranden zugute kommt und fachliche Engpässe bzw. Uneinigkeiten kompensiert. Weiterhin können strukturierte Promotionsprogramme eine »kooperative« statt einer »kompetitiven« Stimmung unter den Doktoranden fördern. Schließlich sind Graduiertenkollegs eine Form sozialer Kontrolle: Aufgrund von regelmäßigem Gedankenaustausch und konstruktivem Feedback werden Doktoranden ermutigt, ihre Promotion schnell abzuschließen.

Zu den Nachteilen derzeitiger strukturierter Promotionsprogramme an der TU Berlin gehört, dass das inhaltliche Spektrum von Dissertationen in Graduiertenschulen sehr heterogen (»wie Kraut und Rüben« (Interview H)) ist und eine intensive gemeinsame, thematische Konzeption erschwert. Eine weitere Gefahr sehen manche Professoren in der Verschulung und

dem Verlust der wissenschaftlichen Freiheit der Doktoranden. Das Doktoranden-Studium kann zu einer Art drittem Studium (Bachelor – Master – Doktor) degenerieren, was die wissenschaftliche Innovationskraft erschwert. Strukturierte Promotionsprogramme widersprechen daher nach Meinung einiger Professoren dem Bild des selbständigen, unabhängigen Doktoranden (welcher vor allem in den Ingenieurwissenschaften als größte Ausbildungsstärke und Wettbewerbsvorteil gesehen wird). Strukturierte Promotionsprogramme führen weiterhin nach Ansicht mehrerer Professoren zu einer Verlängerung statt einer Verkürzung der Promotionszeit. Schließlich wird die Unabhängigkeit der Betreuung gefährdet, was gleichzeitig die Motivation der Professoren zu einer qualitativ hochwertigen Betreuung beeinträchtigen würde: »[I]ch möchte ihnen [den Doktoranden] dann schon etwas mitgeben, wie man das selber sieht und nicht wie Kollege XY« (Interview C).

5. Das Betreuungsmodell:

Die konkrete Ausgestaltung der Einzelbetreuung

Neben der Frage, welche und wie viele Personen als Doktoranden ausgewählt werden sollen und in welcher prinzipiellen Form die Betreuung erfolgen soll, stellt sich nun die Frage der konkreten Ausgestaltung der Einzelbetreuung. Wie oben erwähnt, ist die Betreuung für die meisten Hochschullehrer ein enges Vertrauensverhältnis, das einer Eltern-Kind-Beziehung nahekommt. Die Doktorandenbetreuung ist daher für die Professoren eine große Herausforderung, und sie strukturieren ihre Betreuung unterschiedlich stark.

So unterschiedlich wie die eigenen Prägungen des Betreuers während ihrer eigenen wissenschaftlichen und außerwissenschaftlichen Sozialisation verliefen, so heterogen sind die Betreuungsstile von Professoren. Viele verwahren sich bei ihrer Doktorandenbetreuung gegen jegliche Einmischung von außen und würden diese sogar geradezu als Beschränkung ihrer wissenschaftlichen Freiheit sehen. Die grundsätzliche Entscheidung darüber, mit welcher Ausbildung bzw. Hilfestellung ihre Zöglinge sich in ihrer spezifischen wissenschaftlichen Materie am besten zurechtfinden können und sollen, begreifen sie als eine ihrer Kernaufgaben als Betreuer. Auch die Doktoranden selbst erwarten, dass ihre Betreuer »Mentoren, Unterstützer,

Organisatoren und Partner« (Schmidt, Richter 2008: 54) sind, während der wissenschaftliche Nachwuchs das »Fehlen eines systematischen, d.h. gezielten, absichtsvollen, reflektierten Führungshandelns« kritisch betrachtet (Schmidt, Richter 2008: 54).

5.1 Ziele und Nutzen der Promotion für den Doktoranden und den Betreuer

Ähnlich wie bei der Frage der Auswahl der Doktoranden scheint es neben individuellen Präferenzen eine starke Affinität zwischen Fachkultur und Betreuungsmodell zu geben. Ausschlaggebend scheinen fachspezifisch divergierende Wissenschaftsverständnisse zu sein, in deren Folge sich verschiedene Fächer unter anderem hinsichtlich ihres Erkenntnisziels, ihrer präferierten Erkenntnisweisen, der Organisation wissenschaftlicher Arbeit, der Publikationskultur und der Rolle von Drittmitteln unterscheiden. Dies kann sich zum Beispiel insofern auf die Promotionsbedingungen und das Betreuungsverhältnis auswirken, als etwa Kommunikationsstile, Vorstellungen von Promotionszielen oder Vorstellungen über den Promotionsverlauf fachspezifisch unterschiedlich sind.

Wie oben bereits erwähnt, bestätigen unsere Interviews frühere Ergebnisse der Fachkulturforschung, wonach in den stark formalisierten Wissenschaften Forscher in großen Teams hochgradig arbeitsteilig am selben Forschungsprogramm arbeiten. Der Betreuer begreift sich als Teil seiner Forschungsgruppe, in der er auch aktiv mitarbeitet. Reputation wird maßgeblich den Arbeitsgruppen zugeschrieben, Publikationen werden gemeinsam verfasst. Während in der Soziologie Dissertationen typischerweise die Form einer Monographie annehmen, sind in den stark formalisierten Wissenschaften kumulative Promotionen üblich. Die Dissertation besteht in diesem Fall aus einer Sammlung begutachteter Aufsätze, die im Vergleich etwa zu soziologischen Aufsätzen kurz sein und mit mehreren Ko-Autoren verfasst werden dürfen. Wenn der Dissertationsbetreuer einer der Ko-Autoren ist, entstehen hierdurch sowohl für den Betreuer, als auch für den Doktoranden sehr große Synergieeffekte zwischen der Dissertation(sbetreuung) und der sonstigen wissenschaftlichen Arbeit. Andererseits müssen die Doktoranden der Naturwissenschaften im Laufe der Promotionszeit zusätzliche Leistungen zur Dissertation erbringen, um langfristig Chancen auf

dem akademischen Arbeitsmarkt zu haben: Sie müssen bereits während der Promotionszeit möglichst viele Publikationen in A-Journals platzieren.

Typisch für die Soziologie ist dagegen die Dissertation in Form einer Monographie, in deren Rahmen sich der Doktorand u.a. auch von seinem Betreuer wissenschaftlich absetzen sollte. Jeder Forscher arbeitet mit seiner eigenen Perspektive an seinem eigenen Forschungsprojekt. Projektanträge oder Publikationen über die Dissertation hinaus sind sehr zeitaufwändig. Es kostet den Betreuer sehr viel Zeit, sich in die Arbeit eines Doktoranden einzudenken, und es entstehen praktisch keine Synergieeffekte durch wissenschaftliche Kooperation, weshalb für den Betreuer die Betreuung jeder einzelnen Abschluss- und Doktorarbeit sehr zeitaufwändig ist und – anders als in den Naturwissenschaften – kaum der eigenen Arbeit nützt. Hier zeigt sich das Paradox, dass von Betreuern die Hilfe zur Selbständigkeit erwartet wird, in besonderem Maße.

5.2 Die Berücksichtigung von individuellen und sozialstrukturellen Unterschieden in der Betroffenheit von spezifischen Problemlagen

Entscheidend für eine gute Betreuung ist, so sind sich fächerübergreifend alle befragten Professoren einig, auf die individuellen Bedürfnisse des Doktoranden einzugehen und zu berücksichtigen, welche Form der Unterstützung der jeweilige Doktorand braucht:

»Die Menschen sind verschieden, extrem verschieden. Ich hab erst hier an der Uni gemerkt, wie verschieden die Menschen sind. Sie haben Doktoranden und Doktorandinnen, die machen ihr Ding, ziehen Sie dann automatisch zu Rate und wollen das auch nicht anders. Es gibt andere, die erwarten starke Unterstützung bei der Themenfindung, und dann auch in der Betreuung, die erwarten stärkere Anleitung. Das ist von Mensch zu Mensch verschieden« (Interview G).

Die Professoren, die angeben, dass nach ihrem Empfinden die Betreuung positiv verläuft und die Doktoranden weitestgehend erfolgreich und fristgerecht abschließen, betreuen jeden ihrer Doktoranden individuell. Auffällig ist, dass fast alle Hochschullehrer diese unterschiedlichen Bedürfnisstrukturen der Doktoranden als Zeichen unterschiedlicher Persönlichkeitsstrukturen oder Vorlieben sehen. So wird betont, dass Doktoranden in unterschiedlichem Maße mit Stress, beruflichen Risiken, Zukunftsunsicherheit, Lebenskrisen, Selbstzweifeln und starker Arbeitsbelastung umgehen können und wollen.

Universitäten gehen, wie fast alle Organisationen, von einem Standardlebenslauf aus. So orientiert sich die organisationale und institutionelle Ausgestaltung der Universität für die Promotionsphase am kinderlosen männlichen Doktoranden. Jedes Abweichen von diesem Standardlebenslauf kann die Promotion verlängern. Folglich sind bestimmte soziale Gruppen (z.B. Frauen, ausländische Doktoranden, Behinderte, externe Doktoranden) typischerweise stärker vor spezifischen Problemen betroffen, sind also strukturell in ihren Promotionschancen benachteiligt (Metz-Göckel 2008: 217–218; Lenger 2008). Dadurch, dass bestimmte Probleme in typischer Weise auftreten, lassen sich wiederum leichter Ursachenbündel erkennen und mögliche Lösungsstrategien entwickeln. Dies wollen wir hier am *Beispiel der weiblichen Doktoranden* illustrieren, da, wie eingangs erläutert wurde, diese Gruppe in der Soziologie besonders benachteiligt ist.

Auffällig ist zunächst, dass keiner der Interviewpartner – auch nicht die Soziologen – diese Subgruppe von Doktoranden als besonders gefährdet wahrnahm oder über Lösungskonzepte für diese Probleme verfügte. Daraus folgt, dass ein erster wichtiger Schritt zur Verbesserung der Promotionsbedingungen ist, das *Problembewusstsein der Professoren für soziale Ungleichheit unter den (potenziellen) Doktoranden zu schärfen*. Um die Mechanismen der Herstellung geschlechtsspezifischer Ungleichheit zwischen Doktoranden exemplarisch zu ergründen, beziehen wir uns im Folgenden auf die aktuelle Forschung zu diesem Thema.

Wie seit mittlerweile fast vierzig Jahren jede Studie zur Lage von Frauen in der deutschen Wissenschaft bestätigt, ist fächerübergreifend ein Hauptproblem, dass promovierende und habilitierende Wissenschaftlerinnen *Beruf und Familie schwer vereinbaren* können. Für Wissenschaftlerinnen mit Kind besteht ein Kernproblem vor allem darin – und hierauf weisen auch die befragten Professoren hin –, dass sie für ihren Beruf zeitlich hoch flexibel sein und lange arbeiten müssen und wollen, gleichzeitig aber ihre Kinder betreuen müssen. Ein Beispiel für die für promovierende Eltern völlig ungeeigneten Betreuungsinfrastrukturen ist der Universitätskindergarten der TU Berlin: Dieser ist nur montags bis freitags von 9.00 bis 18.00 Uhr geöffnet, während Wissenschaftler an allen Wochentagen deutlich länger arbeiten. Die Bedingungen an den meisten anderen Universitäten dürften ähnlich sein, und selbst wenn die Betreuung der Vorschulkinder sichergestellt ist, ist diese oft nicht qualitativ hochwertig genug (KB 2006: 33–46).

Das Betreuungsproblem setzt sich für Schulkinder fort: Erstens müsste für Wissenschaftler zumindest die Möglichkeit bestehen, dass ihren Kindern ein Ganztagsplatz zur Verfügung steht. Selbst im hinsichtlich der Betreuungsinfrastruktur relativ gut ausgestatteten Berlin besucht aber nur knapp ein Viertel der Schüler Ganztagschulen (KB 2006: 59). Wie bei Kindergärten stellt sich, zweitens, die Frage, wie die Schulkinder außerhalb der Schulzeiten betreut werden. Drittens ist gerade bei Schulkindern die Qualität der schulischen und außerschulischen Betreuung unzureichend: Wie die zahlreichen Bildungsstudien der vergangenen Jahre gut belegen, hängen (mangels öffentlicher Angebote) in Deutschland die schulischen Leistungen der Kinder stärker als in jedem anderen Land der Welt von der sozialen Herkunft ab, genauer: vom Bildungsniveau der Mutter (z.B. Bos et al. 2003; Georg 2005). Damit stehen Nachwuchswissenschaftlerinnen im Konflikt, nachmittags und am frühen Abend an ihrer eigenen Weiterqualifikation oder an der Qualifikation ihrer Kinder zu arbeiten.

Daraus folgt, dass es für promovierende Mütter besonders wichtig ist, dass der Vorgesetzte bereit ist zu flexiblen Arbeitszeitlösungen und einer teilweisen Aufhebung der Anwesenheitspflicht am Arbeitsplatz und dass er darauf achtet, dass keine Überstunden anfallen.

Schließlich müssen die Kinder jeglichen Alters auch versorgt werden, wenn eine Wissenschaftlerin auf eine Forschungsreise oder eine wissenschaftliche Tagung geht. Eine Lösung wäre, Reisemittel zusätzlich auch für die Kinder oder alternativ Mittel für die private Betreuung von Kindern während der Abwesenheit der Eltern bereitzustellen. Zusätzlich könnten Veranstalter von Tagungen standardmäßig eine Kinderbetreuung organisieren.

Das Vereinbarkeitsproblem betrifft schließlich nicht nur Doktorandinnen mit Kindern, sondern auch promovierende Väter (da diese heute meist eine berufstätige Partnerin haben) und indirekt kinderlose Doktoranden und Doktorandinnen (Behnke, Meuser 2003). Für Letztere kann die hohe zeitliche Belastung sowie die ungenügende finanzielle Absicherung durch befristete Arbeitsverträge ein Hinderungsgrund sein, Kinder zu bekommen. Den befragten Professoren ist dies größtenteils durchaus bewusst, sie befinden sich aber in einem Zielkonflikt, da sie aufgrund der oben erläuterten zeitlichen Überlastung nicht auf Überstunden ihrer Mitarbeiter mit Kindern verzichten können.

Zusätzlich zum Vereinbarkeitsproblem lässt sich vor allem in den Sozial- und Geisteswissenschaften eine *geschlechtsspezifische Promotionsförderung*

beobachten: Frauen werden seltener als Männer ermutigt zu promovieren und promovieren in der Regel auf unsichereren Stellen als ihre männlichen Kollegen. Hierbei handelt es sich häufig um unbewusstes Verhalten seitens der Professoren (Andresen 2004; Kirschbaum, Noeres 2005; WR 2007; Metz-Göckel 2008: 217f.). Entsprechend ist dieser Mechanismus auch den meisten der befragten Professoren nicht bewusst. Diese Schwierigkeit ließe sich relativ leicht beheben, wenn Professoren explizit auf geschlechtsspezifisches Kommunikationsverhalten und Interaktionsmechanismen aufmerksam gemacht würden und ihnen Vorschläge unterbreitet würden, wie man sinnvoll gegensteuern könnte.

5.3 Die Balance zwischen wissenschaftlicher Freiheit und Strukturiertheit

Neben den fächerspezifisch unterschiedlich definierten Promotionsgruppen und den unterschiedlichen Bedürfnissen verschiedener sozialer Gruppen sehen sich die befragten Professoren fächerübergreifend vor einem weiteren Problem. Sie beschreiben eine gute Betreuung als Gratwanderung zwischen der Förderung der Selbständigkeit der Doktoranden und des wissenschaftlichen Outputs einerseits und Unterstützung und Nachdruck andererseits:

»Das ist relativ schwierig, weil sich auf der einen Seite die Doktoranden ja selber entfalten sollen, sie sollen ja ihre eigene wissenschaftliche Leistung erbringen, die sich von Bisherigem abgrenzt, aber man braucht gleichzeitig eine Anleitung, wie man das macht« (Interview J).

Hinsichtlich der Frage, wie stark die Arbeitsschritte einer Promotion durchstrukturiert und kontrolliert werden sollten, divergieren die Meinungen von »ich glaube schon, dass es Aufgabe des Hochschullehrers wäre, am Anfang den Doktoranden anzuschmallen« (Interview O) bis »... einfach Freiraum geben« (Interview A). Manche der befragten Professoren gehen davon aus, dass eine Promotion selbst in fünf Jahren nicht bewältigbar ist. Andere betonen, dass die Promotion eine Karrieretappe, kein »Lebenswerk« (Interview C) sei. Entsprechend sei es Aufgabe des Betreuers, den Doktoranden dazu zu bringen, die Arbeit irgendwann abzuschließen: »Das ist da für mich eine gute Betreuung, dass dann gesagt wird: Schluss jetzt, komm zu Potte« (Interview C). Dabei divergieren die Definitionen von »Betreuung« und »Kontrolle«. So geben einige Professoren an, lediglich Deadlines zu setzen bzw. von den Doktoranden setzen zu lassen, um Ver-

bindlichkeit zu schaffen, damit »das Ding irgendwann fertig wird« (Interview C).

Auch bei der Frage nach dem richtigen Maß an Kontrolle des Doktoranden spielen die Fachspezifika eine wichtige Rolle: Professoren aus den Sozial- und Geisteswissenschaften sehen sich besonders stark von der Wissensexpansion betroffen. Sie sehen für Doktoranden die Gefahr, sich in der Weite des Themas zu verlieren und sich so im Wortsinn zu verzetteln. Unsere Interviewpartner betonten daher, dass stärker als in anderen Disziplinen ein klarer Themenzuschnitt und klare zeitliche Vorgaben Grundlage einer erfolgreichen Promotion sind.

6. Störungen des Betreuungsverhältnisses

Missverständnisse und Kommunikationsfehler zwischen Professoren und Doktoranden können das Betreuungsverhältnis empfindlich stören und unter anderem verursacht werden – darin stimmen die von uns befragten Betreuer mit Ergebnissen von Doktorandenstudien (etwa Gerhard et al. 2005) überein – durch Zeitmangel und zu kurze Kontaktzeiten, mangelnde thematische Kompetenz des Betreuers, mangelndes Interesse der Betreuer an einer schnellen Promotion, unterschiedliche Erwartungen der Doktoranden und Professoren an das Betreuungsverhältnis, mangelnden Willen der Doktoranden, sich betreiben (kontrollieren) zu lassen, persönliche Differenzen zwischen Betreuer und Doktoranden sowie einem Mangel an didaktischen Weiterbildungsangeboten für Professoren zum Thema Doktorandenbetreuung und Nachwuchsförderung.

Dies ist besonders dann kritisch, wenn individuelle Probleme auftreten oder das vom Doktoranden gewählte Thema für eine Promotion ungeeignet (da wissenschaftlich unergiebig) oder zu breit (und damit im gesetzten Zeitrahmen nicht zu bewältigen) ist. Daher gehen wir im Folgenden auf die laut unseren Interviewpartnern besonders häufig vorkommenden Störungen ein und schließen mit zwei Lösungsvorschlägen im Umgang mit diesen Störungen.

Die Betreuung einer Dissertation, insbesondere bei Doktoranden aus dem anderssprachigen Ausland, ist sehr zeitaufwändig. Wegen allgemeiner *zeitlicher Überlastung* in Forschung, Lehre und Verwaltung oder wegen zu vieler Doktoranden und Diplomanden haben Professoren oft zu wenig

Zeit für die Betreuung einzelner Doktoranden. Die Professoren befinden sich dabei in einem *ständigen Prioritätenkonflikt*: »Also, als Problem sehe ich hier noch ganz klar, dass ich selber überlastet bin und zu wenig Zeit habe, um mich um die Leute zu kümmern« (Interview I). Die Folgen sind zu kurze Kontaktzeiten und die Delegation von Aufgaben des Professors an die wissenschaftlichen Mitarbeiter.

Nicht nur die zeitliche Überlastung der Professoren, auch die der Doktoranden kann eine erfolgreiche und zügige Promotion behindern. So basieren sozialwissenschaftliche Promotionen häufig auf empirischer Forschung, was etwa bei qualitativen Interviews die Anpassung an die Bedürfnisse und Terminpläne der Interviewpartner erfordert und zu einer »Zerstückelung des Tages« (Interview J), einem unregelmäßigen Arbeitsrhythmus mit ständigen Unterbrechungen und zu längeren Feldphasen führen kann. Ein zusätzliches, fächerübergreifendes Problem ist, dass Professoren oft infolge eigener zeitlicher Engpässe Lehr- und Verwaltungsaufgaben an Doktoranden delegieren. Diese Zeit fehlt den Doktoranden dann für ihre eigene Dissertation. Dies kann auch die Form der Übertragung von Forschungstätigkeiten zu anderen Themen als der Dissertation betreffen. Letzteres fördert aber gleichzeitig die Integration der Doktoranden und ein allgemeines Verständnis von wissenschaftlichem Arbeiten und bereitet somit auf die Zeit nach der Promotion vor. Hier entscheidet der Einzelfall über die Angemessenheit der vergebenen Aufgaben und die Frage, inwiefern sich die Forschung mit der Promotion verbinden lässt.

Auch *zu kurze Kontaktzeiten* könnten sich negativ auf die Promotion auswirken, weil Schwierigkeiten zu spät erkannt werden. Betroffen sind vor allem diejenigen, die nicht mit ihren Betreuern in Forschungsprojekten arbeiten, also wissenschaftliche Mitarbeiter mit Lehraufgaben und externe Doktoranden.

Die Regelmäßigkeit, mit der sich Professor und Doktorand verbindlich treffen (es liegt ein Termin vor), reicht von »wöchentlich« bis »gar nicht«. Besonders in Organisationseinheiten mit ausgeprägter Arbeitsgruppenstruktur ersetzen Projektarbeit und gemeinsame Veröffentlichungen mit dem Betreuer formale Termine. In diesen Fällen reger Interaktion kommt es häufig zu »Spontanbesprechungen« (Interview F). Auch gibt es Professoren, die für Besprechungen die informelle Ebene bevorzugen: »Ich habe gar keine Zeit, Besprechungstermine festzulegen, weil jeder Student sofort zu mir kommen kann, und wenn ich nicht da bin, morgen« (Interview K). Allgemein geben alle Professoren an, ansprechbar zu sein, deuten aber

auch an, dass nicht alle Doktoranden dieses Angebot wahrnehmen, gerade wenn Eigeninitiative bei Terminvereinbarungen erwartet wird.

Es stellt sich hier die Frage, ob die Doktoranden ausreichend über diese grundsätzliche Gesprächsbereitschaft ihrer Betreuer Bescheid wissen, und wenn ja, wo mögliche Hemmnisse liegen könnten. Zur Klärung dieser Frage wäre eine qualitative, offene Befragung der Doktoranden hilfreich. Die Professoren selbst schlagen vor, schon während des Studiums eine vertraute Atmosphäre zu schaffen und externe Doktoranden besser einzubinden, beispielsweise durch Beteiligung an Kolloquien. Auch wird vorgeschlagen, ausländische Doktoranden durch die Beteiligung an der Betreuung von Diplomarbeiten an das deutsche Hochschulsystem heranzuführen.

Die *mangelnde thematische Kompetenz des Betreuers* wird insbesondere dann kritisch, wenn der Betreuer dies nicht rechtzeitig erkennt. Mögliche Gegenmaßnahmen sind hohe Kontaktfrequenzen (insbesondere in der Anfangsphase der Promotion), informelle Kontakte (die insbesondere durch räumliche Nähe gefördert werden) und Zweitbetreuung.

Ein weiteres Problem kann das *mangelnde Interesse des Betreuers an einer schnellen Promotion* sein: Manche Professoren (und/oder Doktoranden) sehen lange, auch unbezahlte Promotionszeiten nicht als problematisch an. Verstärkt wird dies strukturell unter Umständen dadurch, dass eine schnelle Promotion dem Eigeninteresse des Hochschullehrers entgegenlaufen kann, weil der Doktorand nach Abschluss der Promotion nicht mehr als Arbeitskraft, potenzieller Zuarbeiter und Ko-Autor zur Verfügung steht.

Der Impuls zur Behebung solcher Störungen des Betreuungsverhältnisses geht selten von den Doktoranden aus, da sich sowohl Doktoranden als auch ihre Betreuer oft der Rechte und Pflichten wissenschaftlicher Mitarbeiter und Doktoranden nicht bewusst sind. Ferner besteht ein *Abhängigkeitsverhältnis* der Doktoranden zu ihrem Betreuer – nicht nur, weil dieser die Dissertation am Ende bewertet, sondern auch, weil er in der Regel der Vorgesetzte ist und damit etwa über Stellenverlängerungen befindet. Wechselt ein Doktorand den Betreuer, muss er oft wegen der unterschiedlichen fachlichen Kompetenzen und Vorstellungen des alten und neuen Betreuers das Promotionsthema neu verorten.

Eine Lösungsmöglichkeit wären Promotionsvereinbarungen, d.h. ein ausführliches Beratungsgespräch in den ersten drei Monaten der Promotionszeit und eine auf diesem Gespräch basierende schriftliche Vereinbarung, die einen Zeitplan für die Promotion und die jeweiligen Rechte und

Pflichten von Betreuer und Doktoranden verbindlich festhält. Zusätzlich erscheint es sinnvoll, den Doktoranden institutionell vor Machtmissbrauch zu schützen. Eine Maßnahme wäre die Verankerung eines Zweitbetreuers in den Promotionsordnungen, eine zweite die Benennung eines Promotionsbeauftragten: »Es sollte so eine Art Ombudsmann geben, etwa einen der Post-Docs, an den man sich vertraulich hinwenden kann, wenn man vom Professoren zu stark belastet wird« (Interview H). Wichtig erscheint aber hierbei, dass dieser auch die Macht und den Willen hat, im Konfliktfall die Interessen des Doktoranden gegenüber dem Betreuer zu vertreten.

7. Die Doktorandenbetreuung in der Soziologie

Wie wir zu Beginn unseres Beitrags aufgezeigt haben, ist eine systematische Betrachtung der Promotionsbedingungen von großer Relevanz für die Soziologie als akademischer Disziplin. Neben der Berücksichtigung der, im vorangegangenen Abschnitt beschriebenen, allgemeinen Störungen des Betreuungsverhältnisses, ist vor allem eine an die spezifische Fachkultur der Soziologie angepasste Doktorandenausbildung von zentraler Bedeutung für eine erfolgreiche Promotion. Die Ergebnisse unserer Studie lassen erste Tendenzen erkennen, in welche Richtung eine Doktorandenbetreuung unter Berücksichtigung dieser spezifischen Fachkultur der Soziologie geht. Wir haben eine Strukturierung der Thematik entlang der drei nach unserer Auffassung wesentlichen Entscheidungen für das Betreuer-Doktorandenverhältnis vorgeschlagen (Auswahl der Doktoranden, Festlegung der Betreuungsform und konkrete Ausgestaltung des Betreuungsmodells) und werden nun abschließend die Spezifika der Soziologie in diesen drei Dimensionen zusammenfassen.

Auch wenn Systeme der leistungsorientierten Mittelvergabe die Selbstselektionsstrategie bei der Auswahl der Doktoranden fördern, scheint für die Soziologie eher die Strategie der aktiven Rekrutierung sinnvoll, also die Auswahl weniger, aber sehr guter Doktoranden. Gründe, warum niedrigere Doktorandenzahlen für die Soziologie auch künftig sinnvoll erscheinen, sind die Selbstdefinition der Soziologie als reine Wissenschaft, der schwierige Berufseinstieg für promovierte Soziologen sowie die hohe Betreuungsintensität bei geringen Synergieeffekten für die Forschungsvorhaben des Hochschullehrers.

Bei der Betreuungsform sind sich die Professoren einig, dass die Einzelbetreuung den Kernbereich der Unterstützungsleistung für den Promovenden bildet, wobei dies nicht notwendig die klassische Meister-Schüler-Beziehung impliziert. So wird etwa die Einbeziehung von Zweit- und Drittbetreuern als hilfreich angesehen. Darüber, inwiefern strukturierte Promotionsprogramme für die Soziologie sinnvoll sind, divergieren die Meinungen. Allerdings wird eine all zu starke Beschneidung der Freiheiten des Doktoranden als problematisch angesehen, und eine Art drittes Curriculum nach Bachelor und Master soll es nicht geben. Bei der Einrichtung von strukturierten Programmen oder Graduiertenkollegs sollte die Eigenständigkeit des Doktoranden gewährleistet und eine Verschulung verhindert werden.

Das Betreuungsmodell muss auf konkrete individuelle und sozialstrukturelle Merkmale des Doktoranden abgestimmt sein. Vor allem in den Sozialwissenschaften, die stark von sinkenden Frauenanteilen über die wissenschaftlichen Qualifikationsphasen hinweg betroffen sind, ist beispielsweise eine geschlechterspezifische Promotionsförderung ebenso vonnöten, wie die strukturelle Gleichstellung von Promovierenden mit Familie. Von zentraler Bedeutung ist die Einschätzung der und das Eingehen auf die spezifischen Merkmale und Bedürfnisse des Doktoranden. So muss der Betreuer gerade in der – besonders stark von der neuen Unübersichtlichkeit des internationalisierten Wissens betroffenen – Soziologie die Balance zwischen klarem Themenzuschnitt und wissenschaftlicher Eigenständigkeit des Doktoranden stets individuell verhandeln.

Literatur

- Andresen, H. 2004: Promotionsförderung und Geschlecht. *Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien*, 22. Jg., H. 1, 147–150.
- Baur, N.; Bretzger, R.; Buxhoeveden, J.v.; Schmidt, R. J. 2008: HL-Befragung 2007. Hochschullehrer-Befragung zur Lage der Doktoranden an der TU Berlin an den zweiten Vizepräsidenten und die dritte Vizepräsidentin der Technischen Universität Berlin.
- Becher, T. 1987a: The Disciplinary Shaping of the Profession. In: B.R. Clark (Hg.), *The Academic Profession. National, disciplinary, and institutional settings*. Berkeley: University of California Press, 271–303.
- Becher, T. 1987b: Disciplinary Discourse. *Studies in Higher Education*, 12. Jg., H. 3: 261–274.

- Behnke, C.; Meuser, M. 2003: Doppelkarrieren in Wirtschaft und Wissenschaft. *Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien*, 21. Jg., H. 4: 62–74.
- BMBF (Bundesministerium für Bildung und Forschung) (Hg.) 2008: Bundesbericht zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses (BuWiN). Berlin: BMBF
- Bos, W.; Lankes, E.; Prenzel, M.; Schwippert, K.; Valtin, R.; Walther, G. 2003: Erste Ergebnisse aus IGLU. Münster: Waxmann.
- Dörre, K.; Neis, M. 2008: Forschendes Prekariat? In St. Klecha, W. Krumbein (Hg.), *Die Beschäftigungssituation von wissenschaftlichem Nachwuchs*. Wiesbaden: VS-Verlag, 127–142.
- Gerhard, A.; Briede, U.; Mues, C. 2005: Zur Situation der Doktoranden in Deutschland. Ergebnisse einer bundesweiten Doktorandenbefragung. *Beiträge zur Hochschulforschung* 27, 74–101.
- Georg, W. 2005: Die Reproduktion sozialer Ungleichheit im Lebenslauf. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 25. Jg. H. 2, 178–197.
- Huber, L. 1991: Fachkulturen. Über die Mühen der Verständigung zwischen den Disziplinen. In: *Neue Sammlung – Vierteljahres-Zeitschrift für Erziehung und Gesellschaft*. 31. Jg., H. 1, 3–24.
- KB (Konsortium Bildungsberichterstattung) (Hg.) 2006: *Bildung in Deutschland*. Bielefeld: Bertelsmann. <http://www.bildungsbericht.de/daten/gesamtbericht.pdf>; 01.03.2008
- Kirschbaum, A.; Noeres, D. 2005: Die Bedeutung geschlechtsspezifischer Auswahlprozesse bei der Förderung von Promotionen an Hochschulen. *Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien*, 23. Jg., H. 1+2, 85–98.
- Klecha, St.; Reimer, M. 2008: Wissenschaft als besonderer Arbeitsmarkt. In St. Klecha, W. Krumbein (Hg.), *Die Beschäftigungssituation von wissenschaftlichem Nachwuchs*. Wiesbaden: VS-Verlag, 13–88.
- Kubath, S.; Leitner, K. 2007: Bericht der Projektgruppe »WM-Studie 2007« an die dritte Vizepräsidentin der TU Berlin. Berlin: TU Berlin. http://www.tu-berlin.de/fileadmin/a70100710/Publikationen/Offizielle_Endversion.pdf. 01.04.2008.
- Lehnert, N.; Faulstich-Wieland, H.; Engler, S.; Pfeiffer, D.; Illg, B. 1998: *Männer, Frauen und Frauenförderung*. München, Berlin: Waxmann.
- Lenger, A. 2008: *Die Promotion*. Konstanz: UVK.
- Mau, S.; Gottschall, K. 2008: Strukturierte Promotionsprogramme in den Sozialwissenschaften. Die Reform der Doktorandenausbildung und die Erfahrungen der Bremer Graduate School of Social Sciences (GSSS). *Soziologie*, 37. Jg., H. 1, 41–60.
- Mayring, P. 2003: *Qualitative Inhaltsanalyse*. Weinheim, Basel: Beltz.
- Metz-Göckel, S. 2008: Theoretische Skizzen zu einer Hochschule in der Wissensgesellschaft. In B. M. Kehm (Hg.), *Hochschule im Wandel*. Frankfurt a.M., New York: Campus, 207–230.
- Müller, V. 2008: Wissenschaft als riskante Berufskarriere. *Forschung & Lehre*, 15. Jg., H. 4, 224–225.
- Münch, R. 2007: *Die akademische Elite*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Münch, R. 2009: Die Konstruktion soziologischer Exzellenz durch Forschungsrating. *Soziale Welt*, 60. Jg., H. 1, 63–89.
- Neidhardt, F. 2008: Das Forschungsrating des Wissenschaftsrats. Einige Erfahrungen und Befunde. *Soziologie*, 37. Jg. H. 4, 421–432.
- Pechar, H. 2008: »Doktorat neu«. In B. M. Kehm (Hg.), *Hochschule im Wandel*. Frankfurt a.M., New York: Campus, 319–334.
- Schmidt, B., Richter, A. 2008: Unterstützender Mentor oder abwesender Aufgabenverteiler? Eine qualitative Interviewstudie zum Führungshandeln von Professorinnen und Professoren aus Sicht der Promovierenden. *Beiträge zur Hochschulforschung*, 30. Jg. H. 4, 34–59.
- WR (Wissenschaftsrat) (Hg.) 2007: *Empfehlungen zur Chancengleichheit von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern*. Berlin: WR.

Führungskompetenz in Nachhaltigkeitsfragen

Internationaler interdisziplinärer Master of Science »*Environmental Governance*« an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg

Michael Pregernig und Sabine Reinecke

Nachhaltigkeit und Environmental Governance

Der 1987 unter dem programmatischen Titel »Our Common Future« veröffentlichte Brundtland-Bericht, die 1992 bei der Weltumweltkonferenz in Rio de Janeiro unterzeichnete »Agenda 21« und die im Jahr 2000 von der UN-Generalversammlung verabschiedete Millenniumserklärung gelten als historische Meilensteine, durch die zukunftsfähige Entwicklung und Nachhaltigkeit als universelle Handlungsmaximen in Politik und Gesellschaft fest verankert wurden. Auch für viele Unternehmen ist ein dem Nachhaltigkeitsprinzip verpflichteter Umgang mit natürlichen Ressourcen mittlerweile zu einem zentralen strategischen Wettbewerbsfaktor geworden.

Eine der wichtigsten Herausforderungen bei der Realisierung des Leitbilds »Nachhaltige Entwicklung« besteht in der effektiven Gestaltung und Steuerung der gesellschaftlichen Interaktionen zwischen unterschiedlichen *Stakeholdern* auf und zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Ebenen (lokal, regional, national, international). Während der Staat lange Zeit als alleinige Vertretung des Gemeinwohlinteresses angesehen wurde und entsprechend eine monopolartige Stellung bezüglich Wissen und Ressourcen zur Bewältigung problematischer Mensch-Umwelt-Beziehungen einnehmen konnte, wird diese Rolle heute in zunehmendem Maße durch Aushandlungsprozesse zwischen vielfältigen Akteuren aus Wirtschaft, Politik und Gesellschaft abgelöst. Die ursprüngliche hierarchische Koordination durch

den Staat (»government«) wird durch netzwerkartige Interaktionsstrukturen bzw. marktwirtschaftliche Ansätze ergänzt (»governance«). »Environmental Governance« bezeichnet entsprechend das Zusammenspiel der Koordinationsmechanismen von Markt, Staat und Zivilgesellschaft für eine zukunftsfähige Entwicklung basierend auf einem nachhaltigen Umgang mit natürlichen Ressourcen.

Leitidee des Studiengangs, Qualifikation und Berufsfelder

Vor dem Hintergrund der oben beschriebenen Entwicklungen hat die Nachfrage nach in den Themenkreisen »zukunftsfähige Entwicklung« und »nachhaltige Ressourcennutzung« umfassend ausgebildeten Personen entsprechend zugenommen, und folglich sind in den letzten Jahren auch einige einschlägige Studiengänge entstanden. Der im Jahr 2005 an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg ins Leben gerufene englischsprachige Master of Science Studiengang »Environmental Governance« (MEG) nimmt hier allerdings eine Sonderstellung ein. Er füllt mit seiner interdisziplinären Ausrichtung eine strategische Lücke zwischen den politikwissenschaftlich, betriebswirtschaftlich oder juristisch ausgerichteten Governance-Programmen auf der einen und naturwissenschaftlich-technisch orientierten Umweltmanagement-Programmen auf der anderen Seite.

»Developing leadership for sustainable environments« – dieses Motto steht sowohl für den inhaltlichen Schwerpunkt wie auch für die Ambitionen, die mit der Konzeption des MEG-Studiengangs verfolgt werden. Im MEG sollen die Studierenden in die Lage versetzt werden, problematische Mensch-Umwelt-Beziehungen zu erkennen, zu verstehen und über die Gestaltung von Aushandlungsprozessen zwischen Markt, Staat und Zivilgesellschaft mit dem Ziel der nachhaltigen Entwicklung zu koordinieren. Vorrangiges Ziel des Studiengangs ist es, Studierende zu innovativen und problemlösungsfähigen ExpertInnen in der Konzeption, Durchführung und Evaluierung von Management- und Planungsprozessen im Bereich »Environmental Governance« auszubilden. Im Zentrum des Studiengangs steht vor allem die Bewältigung von aktuellen und potenziellen Umweltkrisen weltweit. Aus diesem Grund beschränkt sich das Programm auch nicht auf nur einen spezifischen regionalen Kontext, sondern erfasst Environmental Governance-Prozesse in einer repräsentativen universellen Perspektive von der lokalen bis zur globalen Ebene.

Das Masterprogramm will den Studierenden ein umfassendes Verständnis verschiedener Governance-Mechanismen für die sinnvolle Nutzung und den nachhaltigen Schutz von Umweltressourcen vermitteln. Besonderes Augenmerk wird dabei auf die Aneignung von Kenntnissen, Methoden und Fähigkeiten zur Regelung von Konflikten und zur Integration konkurrierender Interessen in gesellschaftlichen Aushandlungsprozessen gelegt. Die Verknüpfung ansonsten isoliert betrachteter disziplinärer Theorie- und Methodenansätze für die umweltpolitische Steuerung stellt das innovative Merkmal des Studiengangs dar. Sein Profil ist eindeutig *sozialwissenschaftlich*, ergänzend werden den Studierenden im Bereich der Umweltnaturwissenschaften jedoch Grundkenntnisse, im Sinne der »scientific literacy«, vermittelt.

Getragen wird der Studiengang von der Fakultät für Forst- und Umweltwissenschaften, seinem interdisziplinären Anspruch wird er jedoch unter anderem durch die Mitwirkung von FachvertreterInnen aus der Philosophie, der Psychologie, den Politikwissenschaften, der Soziologie, der Technikfolgenabschätzung und den Erziehungswissenschaften gerecht. Einen wichtigen Beitrag zum Erfolg des verfolgten disziplin- und länderübergreifenden Lehransatzes leisten zudem externe Lehrkräfte von internationalen Partneruniversitäten (u.a. State University of New York at Buffalo und University of California at Berkeley) und aus der Praxis (ILO, GTZ, UNESCO etc.). Das Programm ist vom internationalen Akkreditierungs-, Zertifizierungs- und Qualitätssicherungsinstitut *Acquin* akkreditiert und es wird vom DAAD als »Studiengang mit besonderer Relevanz für Entwicklungsländer« unterstützt. Dem eigenen hohen Anspruch folgend wurde ein Beirat aus renommierten und erfahrenen VertreterInnen aus Politik, Wirtschaft und Zivilgesellschaft geformt, der kontinuierlich Rückmeldung und Empfehlungen hinsichtlich Inhalt und Qualität des Programms gibt.

Dass das Konzept offensichtlich richtig ist und den Bedarf trifft, wurde durch den seit der Existenz des Studienganges konstant großen Andrang von hoch qualifizierten BewerberInnen aus der ganzen Welt belegt. Dass Bedarf nach AbsolventInnen des neuen Studienganges besteht, belegen einerseits im Zuge der Einrichtung des Studiengangs durchgeführte Analysen des potenziellen Arbeitsmarktes, andererseits aber auch bereits erste Verbleibsanalysen der ersten Abschlussjahrgänge. Während der Arbeitsmarkt für ExpertInnen, die mit der Problematik der Nachhaltigkeit und den damit verbundenen konfliktreichen gesellschaftlichen Aushandlungsprozessen vertraut sind, in Deutschland erst im Entstehen ist, hat er auf

europäischer Ebene, insbesondere jedoch im anglo-amerikanischen und internationalen Raum, bereits eine beachtliche Größe erreicht. Jobperspektiven eröffnen sich in verschiedenen Funktionen und auf verschiedenen organisatorischen Ebenen in:

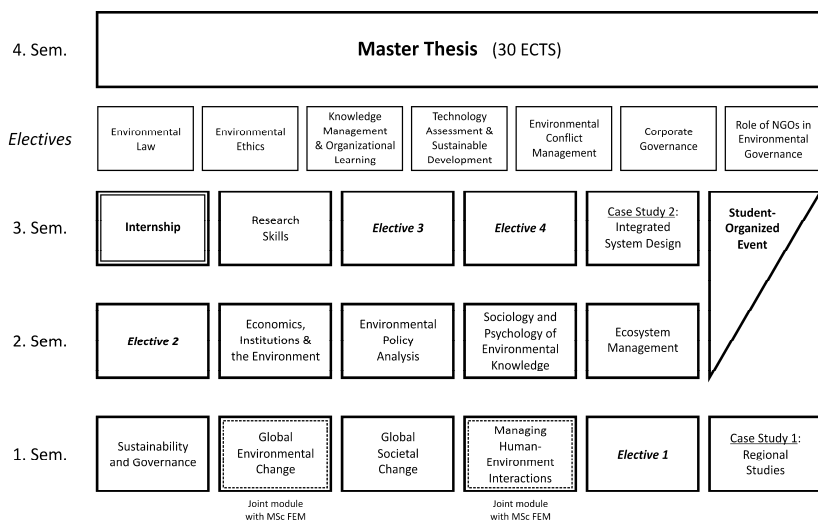
- internationalen und nationalen Organisationen und Verwaltungen mit Schwerpunkt »nachhaltige Entwicklung/ nachhaltiger Umgang mit Ressourcen«, wie zum Beispiel Weltbank, FAO, IWF, UNEP, nationale Ministerien, GTZ, KfW und Nichtregierungsorganisationen;
- Unternehmen, für die der nachhaltige Umgang mit natürlichen Ressourcen einen strategischen Wettbewerbsfaktor darstellt, etwa der Papier- und Zellstoffindustrie, Energieunternehmen, Banken oder den Mitgliedsfirmen im Forum »Econsense« der deutschen Wirtschaft;
- Projekten auf lokaler, regionaler oder nationaler Ebene zur Planung und Umsetzung von zukunftsfähiger Entwicklung und nachhaltiger Ressourcennutzung weltweit;
- Wissenschaft und Forschung im gerade im Entstehen befindlichen Themenfeld »Sustainability Science«.

Aufbau und Module

Die Studiendauer für das Masterprogramm »Environmental Governance« beträgt zwei Jahre. Die Lehre ist in dreiwöchigen Block-Modulen (à 5 ECTS) organisiert, an deren Ende jeweils eine Fachprüfung abzulegen ist. Module werden ausnahmslos in englischer Sprache abgehalten.

Die Studierenden nehmen im Studienprogramm eine sehr aktive Rolle ein. Zusätzlich zu dem typischerweise rund 25 Stunden pro Woche umfassenden Präsenzstudium verbringen sie noch einmal eine etwa ebenso lange Zeit mit Aktivitäten im Selbststudium oder in Gruppenarbeiten, die gezielt der Aneignung relevanter Schlüsselqualifikationen (wie Präsentation, Moderation, Projektmanagement oder wissenschaftliches Schreiben) dienen. Die Beschränkung der Teilnehmerzahl im Programm selbst sowie in den Modulen und die Förderung der Arbeit in kleinen Gruppen, oft an Fallbeispielen, folgen diesem Konzept. Erworbenes Fach- und Methodenwissen wird von den Studierenden im Zuge des obligatorischen Praktikums sowie im Rahmen der im 4. Semester angelegten Masterarbeit eigenständig umgesetzt.

Ein von der Idee der anwendungsbezogenen Lehre getragenes Spezifikum ist das sogenannte »Student Organized Event«. Hier arbeiten die Studierenden im 2. und 3. Semester ihres Studiums eigenverantwortlich an der Vorbereitung und Abhaltung einer internationalen Veranstaltung mit dem Schirmittel »Freiburg Forum on Environmental Governance«. Bislang haben zwei derartige Foren zu den Themen »The role of individual leadership in environmental governance« und »The role of religion in environmental governance« stattgefunden, bei denen es den Studierenden gelang, selbst Trägerinnen des Nobelpreises (Elinor Ostrom) und des Alternativnobelpreises (Vandana Shiva) zu gewinnen.



Studienvoraussetzungen und Bewerbung

Das Masterprogramm beginnt jährlich zum Wintersemester. Es werden maximal 30 Studierende auf Grundlage der Kriterien Exzellenz und sozio-geographische Repräsentativität (Industrie-, Transitions- und Entwicklungsländer sowie geographische Regionen) ausgewählt. Studierende aus Entwicklungsländern erhalten zudem die Möglichkeit, sich für eines von sieben DAAD-Stipendien zu bewerben, wobei hier gesonderte Antragsfristen zu beachten sind. BewerberInnen müssen über einen fachlich einschlägigen B.Sc. (oder vergleichbaren Abschluss) verfügen. Dabei ist das Spektrum der »qualifizierten« Fachrichtungen bewusst breit gehalten; es kann

von interdisziplinären Fächern wie Umweltwissenschaften, Agrar- und Forstwissenschaften, Geographie und Landschaftsplanung bis zu sozialwissenschaftlichen Fächern wie Soziologie, Politik-, Wirtschafts- oder Rechtswissenschaften reichen. Sehr gute Englischkenntnisse sowie deren zeitnaher Nachweis (TOEFL/IELTS) werden erwartet. Über die Zulassung entscheidet eine dem Studiengang angegliederte Auswahlkommission. Es wird empfohlen, vor einem schriftlichen Vollertrag zunächst ein »Online Self Assessment« (www.osa.uni-freiburg.de/meg/) durchzuführen, anhand dessen potenzielle BewerberInnen mittels eines interaktiven, multi-medialen Webtools abtesten können, inwieweit der MEG inhaltlich ihren eigenen Interessen und Erwartungen entspricht. Zwecks Abklärung der formellen Eignung empfiehlt sich des Weiteren die Online-Anmeldung auf der Homepage des Studienganges (www.meg-uni-freiburg.de).

Bewerbungsfrist: 15. Mai

Die Bewerbungsfristen für Studierende aus Entwicklungsländern, die eine Förderung durch den DAAD anstreben, sind wesentlich früher und können den Angaben auf der Homepage des Studienganges entnommen werden.

Kontakt/Ansprechpartner:

Esther Muschelknautz

Albert-Ludwigs-Universität Freiburg

Fakultät für Forst- und Umweltwissenschaften

Tel.: 0761 / 203-3607

esther.muschelknautz@ffu.uni-freiburg.de

www.meg-uni-freiburg.de

Transnationale Vergesellschaftungen

35. Kongress der DGS in Frankfurt am Main,
11. bis 15. Oktober 2010

Termine

31. Jan. 2010 Meldeschluss der Sektionsveranstaltungen
(SektionssprecherInnen an die lokalen Veranstalter in Frankfurt)
31. März 2010 Anmeldeschluss für die Ad-hoc-Gruppen
(formloser Antrag an die Geschäftsstelle der DGS)
15. April 2010 Bekanntgabe der zugelassenen Ad-hoc-Gruppen
Einsendeschluss für Exposé s an JurorInnen der Plenen
25. April 2010 Meldung der ReferentInnen/ Programme der Sektionsveranstaltungen
(SektionssprecherInnen an die lokalen Veranstalter in Frankfurt)
3. Mai 2010 Anmeldeschluss für das Veranstaltungsformat »Author meets Critics«
(formloser Antrag an die lokalen Veranstalter)
Anmeldeschluss für das Veranstaltungsformat »Poster-session«
(formloser Antrag an die lokalen Veranstalter)
16. Mai 2010 Meldung der Themen und ReferentInnen (Thema, Name, Anschrift, E-Mail) der zugelassenen Ad-hoc-Gruppen an die lokalen Veranstalter
31. Mai 2010 Meldung der ReferentInnen und Versand der Abstracts (Thema, Name, Anschrift, E-Mail) der Plenen (JurorInnen an die lokalen Veranstalter)

31. Mai 2010 (Fortsetzung) Versand der ReferentInnenabstracts (Thema, Name, Anschrift, E-Mail) der Ad-hoc-Gruppen
(Organisatoren der Ad-hoc-Gruppen an die lokalen Veranstalter)

Versand der ReferentInnenabstracts der Sektionsveranstaltungen
(SektionssprecherInnen an die lokalen Veranstalter)

Einsendeschluss für den Abstract-Band und das Hauptprogramm

Einsendeschluss für die Preisnominierungen
(Nominierungen an die Geschäftsstelle der DGS)

Ende der Anmeldung zum Kongress zu ermäßigten Teilnahmegebühren

Über eventuelle Terminänderungen informieren Sie sich bitte auf der homepage des Kongresses: www.dgs2010.de

Ausschreibung der von der Deutschen Gesellschaft für Soziologie beim 35. Kongress der DGS in Frankfurt am Main zu verleihenden Preise

1. Preis für herausragende Abschlussarbeiten

Dieser Preis wird für zwei herausragende Diplom-, Magister- oder Masterarbeiten im Hauptfach Soziologie vergeben, die seit dem 31. Mai 2008 entstanden sind. Nominierungen erfolgen durch die wissenschaftlichen Betreuerinnen und Betreuer oder durch andere Personen, welche die Abschlussarbeiten gut kennen. Einzusenden sind das ausgefüllte Antragsformular (erhältlich unter www.dgs2010.de), fünf Exemplare der Arbeit, das Curriculum Vitae des Absolventen und eine kurze Begründung der Nominierung

(die Fachgutachten aus dem Prüfungsverfahren müssen beigelegt sein). Der Preis für herausragende Abschlussarbeiten ist mit je 250 Euro dotiert.

2. Dissertationspreis

Dieser Preis würdigt zwei herausragende Dissertationen, die seit dem 31. Mai 2008 entstanden sind. Nominierungen erfolgen durch die wissenschaftlichen Betreuerinnen und Betreuer oder durch andere Personen, welche die Dissertation gut kennen. Einzusenden sind das ausgefüllte Antragsformular (erhältlich unter www.dgs2010.de), fünf Exemplare der Dissertation, das Curriculum Vitae des Promovierten und eine kurze Begründung für die Nominierung (die Fachgutachten aus dem Prüfungsverfahren müssen beigelegt sein). Der Dissertationspreis ist mit je 500 Euro dotiert.

3. René-König-Lehrbuchpreis

Dieser Preis würdigt das beste Lehrbuch, welches nach dem 31. Mai 2008 erschienen ist. Nominierungen müssen das ausgefüllte Antragsformular (erhältlich unter www.dgs2008.de), fünf Exemplare des Lehrbuchs, das Curriculum Vitae des Autors bzw. Herausgebers sowie eine kurze Begründung der Nominierung enthalten. Der Preis ist mit 500 Euro dotiert.

4. Preis für hervorragende Leistungen auf dem Gebiet der öffentlichen Wirksamkeit der Soziologie

Anerkannt werden Leistungen von Wissenschaftlern/innen, Publizisten/innen und sonstigen Autoren/innen innerhalb und außerhalb der Universität, die das öffentliche Bild der Soziologie sowie ihre Praxisrelevanz in hervorragender Weise gefördert haben. Nominierungen müssen ein Curriculum Vitae der Nominierten bzw. die Beschreibung der nominierten Einrichtung sowie eine kurze Begründung der Nominierung einschließen.

5. Preis für ein hervorragendes wissenschaftliches Lebenswerk

Dieser Preis soll eine Person ehren, deren Lebenswerk in wichtiger Weise zur fachlichen Entwicklung der Soziologie beigetragen hat. Dabei kann der Schwerpunkt auf theoretischer, empirischer oder methodischer Ebene liegen. Nominierungen müssen ein Curriculum Vitae des Nominierten und eine kurze Begründung der Nominierung zur Bedeutung des Werkes einschließen.

Alle Preise werden im Rahmen der Eröffnungsveranstaltung des 35. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie am 11. Oktober 2010 in Frankfurt am Main überreicht.

Nominierungen für alle Preise sind an Dipl.-Soz. Dana Giesecke, Geschäftsstelle der DGS, Kulturwissenschaftliches Institut Essen (KWI), Goethestraße 31, 45128 Essen einzusenden. Die eingereichten Unterlagen werden nicht zurückgesandt. Einsendeschluss ist der **31. Mai 2010**.

Soziologen und Soziologinnen bei der Maloche¹

Bericht von der 1. Regionalkonferenz der DGS in der Metropolregion Ruhrgebiet, 28. bis 30. September 2009

Diana Lengersdorf

Die 1. Regionalkonferenz der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in der »Metropolregion Ruhrgebiet« zu lokalisieren, kann sich als geschickter Schachzug erweisen. Können wir in Deutschland einen Raum denken, der unseren Vorstellungen von »Region« näher kommt als das Ruhrgebiet, der »Pott«, das »Revier«? Zeichnet sich die universitäre Landschaft im Ruhrgebiet, mit ihren Fusionen (Universität Duisburg-Essen) und Allianzen (Universitätsallianz Metropole Ruhr) nicht gerade durch regionale Kooperationen Forschender aus? Das Ruhrgebiet kommt der Idee einer thematisch fokussierten Regionalkonferenz, die durch regionale Kooperationen von DGS-Mitgliedern organisiert und durchgeführt wird, unter explizitem Einschluss von Praktikern aus Verbänden, Unternehmen, Verwaltungen und wissenschaftlichen Beratungseinrichtungen in vielfältiger Weise beachtlich nahe. Auch wenn auf der Konferenz schnell die Frage aufgeworfen wurde, ob die sehr unterschiedlichen 53 Städte (Oliver Scheytt, Geschäftsführer der RUHR.2010 GmbH), eine carbonisierende und decarbonisierende Industrie (Hartmut Neuendorff, TU Dortmund) und drei kon-

1 »Der ugs Ausdruck für »[schwere] Arbeit« ist aus gleichbed. jidd. *melocho* entlehnt, das auf hebr. *mēlakā* »Arbeit« zurückgeht. – Abl.: malochen »schwer arbeiten.« (Duden – Herkunftswörterbuch 2009)

kurrierende Fußball-Erstligisten (Uwe Wilkesmann, TU Dortmund) vielleicht doch nur durch die Ableitung ihrer Abwässer über 172 km Rohrleitungen (ein Mitglied des EmschergerossenschaftLippeVerband) verbunden sind.

Bereits bei der sehr gut besuchten Auftaktveranstaltung in den Räumen der DASA² in Dortmund wurde der Mythos Ruhrgebiet heraufbeschworen. Dort konnte man in der »Stahlhalle« zwischen Industrieartefakten Soziologen und Soziologinnen bei der »Maloche« zusehen. Hart gearbeitet hatten im Vorfeld der Veranstaltung das Organisationskomitee unter der Gesamtkoordination von Ludger Pries (Ruhr-Universität Bochum) und das Organisationsteam um Marco Förster. Angestochen, um in der Terminologie der Stahlindustrie zu bleiben, wurde ein Thema, das nicht nur Stadtsoziologinnen und -soziologen den Schweiß auf die Stirn treibt: »Strukturwandel zu Metropolen? Organisation – Kultur – Produktion«.

Die Eröffnungsbeiträge spannten ein weites Feld an Erkenntnissen und potenziellen Fragestellungen auf. Mit Hartmut Häußermann (HU Berlin) als Hauptredner konnte ein – im engen Sinne – ausgezeichneter Stadt- und Raumsoziologe gewonnen werden, der in die Komplexität des Themas »Metropole« einführte. Seine Begriffsbestimmung von Metropole weist über die gängige wirtschaftsgeografische hinaus. Es ist die Überlagerung verschiedener Funktionsbereiche, die eine Metropole auszeichnet: Sie muss Mittelpunkt des politischen, ökonomischen und kulturellen Lebens eines Landes sein. Eine solche Metropole hat es in Deutschland nach Häußermann nie gegeben. Das Podium stand an diesem Nachmittag auch einem ausgesprochen redegewaltigen Praktiker offen: Oliver Scheytt, dem Geschäftsführer der RUHR.2010 GmbH. Seine Ankündigung, das Ruhrgebiet nicht verteidigen zu wollen, wurde durch eine anekdotenreiche Liebeserklärung flankiert, die Imaginationen von Familie, Fußball und landschaftlicher Anziehung hinterließ, sich aber vornehmlich an den Entwicklungsprogrammen des Großevents »Europäische Kulturhauptstadt RUHR.2010« orientierte.

Vor der nächsten »Schicht«, den ersten Plenarveranstaltungen noch am gleichen Tag, blieb kaum Zeit für eine Zigarette. Neben dem Plenum »Europäisierung und Regionalisierung als Raumbezüge gesellschaftlichen Wandels« unter der Leitung von Holger Lengfeld (FernUniversität Hagen), konnte »Verhandelter Strukturwandel – Politisch-soziale Arrangements«,

2 Deutsche Arbeitsschutzausstellung

organisiert von Rolf Heinze und Ludger Pries (Ruhr-Universität Bochum), gehört werden. Wurde im ersten Plenum die Bedeutung der Regionen im Zuge der gesellschaftlichen Europäisierung diskutiert, standen im zweiten die Akteure der komplexen und dynamischen Entwicklungsprozesse von Metropolregionen im Fokus.

Da das Programmheft für den Abend wenige Überraschungen erwarten ließ (»Abendveranstaltung mit Buffet und musikalischem Rahmenprogramm«), zeigten sich die meisten Teilnehmer und Teilnehmerinnen doch irritiert, als sie gegen acht Uhr vom Buffet weggebeten wurden und noch einmal auf ihren Stühlen Platz nehmen sollten. Ronald Hitzler (TU Dortmund) übernahm es, das Auditorium und vor allem »seinen alten Professor« und Kollegen einzuweihen: Es galt den runden Geburtstag Hans-Georg Soeffners vorzufeiern. Hans-Georg Soeffner (Universität Konstanz, KWI Essen) wurde in der Rede seines Vorgängers bei der DGS, Karl-Siegbert Rehberg (TU Dresden), als Begründer der hermeneutischen Wissenssoziologie geehrt und seine Verdienste für die Soziologie, auch in seiner jetzigen Funktion als Vorsitzender der DGS, wurden eindrucksvoll dargelegt. Ronald Kurt (KWI Essen) oblag es schließlich, das lang gehütete Geheimnis Hans-Georg Soeffners als Spiritus Rector der Liverpoolscher Band »The Beatles« zu lüften. Dies belegte er unter anderem anhand des Beatles Songs »We can work it out« (1963)³. Nicht nur Hans-Georg Soeffner durfte sich über diese beeindruckende hermeneutische Leistung freuen. Mit einer Improvisation des Musikers Jürgen Dahmen am Clavinet, die wie ein organischer Klangteppich zwischen den Industrieartefakten waberte, dann wieder elektronisch pulsierend an die Stirn klopfte oder melodisch um die Ecke lockte, wurde dem Jubilar (und dem angeregt lauschenden Publikum) ein klangvolles Geschenk überreicht.

An den beiden folgenden Tagen eröffnete sich in bewährter Trennung zwischen Plenum und Panelveranstaltungen ein breites thematisches Feld. So konnte man neben dem Plenum »Event-Kultur als Element des Strukturwandels« organisiert von Ronald Hitzler (TU Dortmund) auch erörtern, wie »Metropolen als Migrations- und Inkorporationsräume in vergleichender Perspektive« gefasst werden können – im von Ludger Pries (Ruhr-Universität Bochum), Anja Weiß (Universität Duisburg-Essen) und Darius Zifonun (KWI Essen) organisierten Panel. Dabei ist es den Organisatorinnen

3 siehe Abdrucke ab Seite 7 in diesem Heft (Anm. d. Red.)

und Organisatoren gelungen, den inhaltlichen Fokus der Metropole bzw. der Metropolregion Ruhrgebiet nicht aus dem Blick zu verlieren. Mit den Themenschwerpunkten »Ruhrgebiet« und »Metropolen« konnten auf der Regionalkonferenz hochaktuelle Phänomene fokussiert und Entwicklungsprognosen verhandelt werden: Fragen der Inklusion und Exklusion, der Vereinbarkeit von Familie und Beruf, des nachhaltigen Umgangs mit Natur, der Reaktion auf zusammenbrechende Wirtschafts- und Produktionsregime etc.. Es war diese inhaltliche Bezüglichkeit, die meines Erachtens den gravierendsten Unterschied zwischen Regionalkonferenz und »klassischen« DGS-Kongressen ausmacht. Bei DGS-Kongressen verhandelt die Soziologie stärker sich selbst.

Am Nachmittag des zweiten Tages konnte mit Saskia Sassen (Columbia University, USA) eine herausragende internationale Wissenschaftlerin für den Keynote-Speech gewonnen werden. Sassens Forschungsschwerpunkt liegt nicht zuletzt seit ihrer viel rezipierten Publikation »The Global City« (1991) auf der Fragestellung, welche anderen Einheiten und Räume in den Vordergrund treten, nachdem die Nation als territoriale Gesamtheit geschwächt ist. Sassen argumentiert, dass es vor allem Städte und Regionen sind, die diese Position im sozialen Gefüge einnehmen, indem sie nationale Ökonomien mit globalen Kreisläufen verbinden.

Während man der Kurzvita von Saskia Sassen im Programmheft entnehmen konnte, dass hinter jeder starken Frau *ein* starker Mann – ihr Ehemann Richard Sennet – steht, ließ sich einfach errechnen, dass die übrigen Frauen der Konferenz in exponierter Position fast *vier* Männer neben sich wussten – damit war alles in bester (Geschlechter-)Ordnung.

Was allerdings nachdenklich stimmte, war, dass gerade in der Metropolregion Ruhrgebiet sich nahezu ausschließlich Soziologinnen und Soziologen als Referenten und Referentinnen finden ließen, die Josef, Anja, Klaus oder Ute heißen und man vergeblich nach Ebru, Senganata, Mustafa oder Stanisawa suchte. Aber das sind vielleicht Themenfelder, die beim Jubiläumskongress zum 100. Geburtstag der DGS in Frankfurt, der »Metropole im Kleinformat«⁴, verhandelt werden.

Die Abschlussveranstaltung im gut besuchten Hörsaal der Ruhr-Universität Bochum stand wieder ganz im Zeichen des Ruhrgebietes: »Von rauchenden Schloten zur ökologischen Modellregion – das Ruhrgebiet vor einer zweiten Chance?«. Das Podium war mit den diskussionsfreudigen

4 Homepage der Stadt Frankfurt: www.frankfurt.de

Professoren Claus Leggewie (KWI Essen), Hartmut Neuendorff (TU Dortmund), Hermann Korte (Universität Siegen) und Klaus Tenfelde (Ruhr-Universität Bochum) besetzt, die von Rolf Heinze (Ruhr-Universität Bochum) behutsam geleitet wurden. Während man die unterschiedlichen Zukunftsvisionen für die Entwicklung des Ruhrgebietes kontrovers diskutierte, bestand hinsichtlich der Frage nach einer zweiten Chance nahezu einvernehmlich Einigung darüber, dass es bisher noch keine *erste* Chance gab und von einer zweiten daher keine Rede sein könne. Einen weiteren Gipfel erreichte die Diskussion, als sich ein Vertreter des Wirtschaftsministeriums zu Wort meldete und auf eine ganze »Palette von Strukturprogrammen« für das Ruhrgebiet verwies, die alle relativ ergebnislos geblieben waren. Es sei schwierig für das Ministerium zu eruieren, wo man ansetzen könne und man habe sich daher für wettbewerbsförmige »Clusterprogramme« entschieden.

Resümierend lässt sich die 1. Regionalkonferenz der DGS mit etwa 330 Teilnehmerinnen und Teilnehmern, über 20 Veranstaltungen und einer hochprofessionellen Organisation, wie man sie von dem »großen Bruder«, dem Soziologie-Kongress gewohnt ist, als erfolgreich bezeichnen. Die thematische Schwerpunktsetzung »Strukturwandel zu Metropolen« erwies sich als Leitlinie und nicht als Engführung, so dass Raum für vielfältige Beiträge geschaffen wurde. Zugleich war deutlich das einigende Band der Region zu spüren, das nicht nur inhaltlich zu Geltung kam, sondern auch in der gesamten Konferenz-Atmosphäre.

Veränderungen in der Mitgliedschaft

Neue Mitglieder

Annika Arnold, M.A., Stuttgart
Dr. des. Carola Bauschke-Urban, Dortmund
René Büttner, Lic., Göttingen
Dr. des. Youssef Dennaoui, Bonn
Prof. Dr. Ulrich Dolata, Stuttgart
Dipl.-Soz. Kerstin Dummmler, Neuchâtel
Eva-Christina Edinger, M.A., St. Gallen
Dipl.-Päd. Miriam Gothe, Dortmund
Johannes Hartmann, Rheinberg
Marie-Christine Heinze, M.A., Bielefeld
Daniel Houben, M.A., Düsseldorf
Dipl.-Betriebswirt Eva-Maria Klinkisch, Stuttgart
Dr. Tina Klung, Darmstadt
Jens Koolwaay, M.A., Frankfurt a. M.
Dr. Martin Krzywdzinski, Berlin
Wiebke Lahg, M.A., Bonn
Dipl.-Soz. Michaela Langeleh-Kanz, München
Dipl.-Soz. Vincenz Leuschner, Berlin
Catherine Ley, M.A., Bochum
Dipl.-Sozialwiss. Bekje Leykum, Hannover
PD Dr. Renate Liebold, Erlangen
Katharina Maertsche, M.A., Braunschweig
Dr. des. Christina May, Münster
Marie-Theres Modes, M.A., Morschen-Binsfönth
Dipl.-Soz. Leyre Moruna-Garcia, München
Dipl.-Sozialwiss. Andreas Ortenburger, Berlin
Jun.-Prof. Dr. Monika Salzbrunn, Bochum
Dipl.-Soz. Betje Schwarz, Hamburg
Kyoko Shinozaki, Ph.D., Mainz
Dr. Andreas Siegert, Alberstedt
Dr. Steffen Sigmund, Heidelberg
Miriam Sitter, M.A., Hildesheim

Dr. Marc Torka, Berlin
Dipl.-Päd. Melanie Trommer, Bochum
Dipl.-Sozialwiss. Julia Vollmer, Bochum
Alexander Wentland, M.A., Berlin
Dipl.-Soz. Michelle White, Essen

Neue studentische Mitglieder

Sebastian Bellstedt, Leipzig
Magnus C. M. Brod, Hamburg
Sven Giersig, Konstanz
Shunka Gilberg, Hamburg
Georg-Christoph Haas, Dresden
Katharina Jänsch, München
Leif Klemm, Essen
Saliha Kubilay, Essen
Mirca Lotz, München
Benjamin Melzer, Essen
Jessica Pahl, Bochum
Fabian Ochsenfeld, München
Christina Rentzsch, Münster

Austritte

Dr. Erich Behrendt, Recklinghausen
Prof. Dr. Hans-Joachim Klein, Karlsbad
Brigitta Lökenhoff, M.A., Hagen
Dipl.-Soz. Dana Müller, Nürnberg
Dr. Wichard Puls, Münster
Dr. Christof Schatz, München
Gerdis Schulz, Ditzingen
apl. Prof. Dr. Herbert Schwab, Oldenburg
Dipl.-Soz. Cornelia Sproß, Nürnberg
Thomas Wessling, Ludwigsburg

Sektion Arbeits- und Industriosozologie

Bericht über die Frühjahrs- und die Herbsttagung 2009 der Sektion

Die aktuelle Finanz- und Wirtschaftskrise hat den Gegenstand der Arbeits- und Industriosozologie mit neuer Brisanz in den Mittelpunkt des wissenschaftlichen und öffentlichen Interesses gerückt. Wurde in Teilen der Öffentlichkeit (und manchmal auch in der Soziologie selbst) vor gar nicht so langer Zeit noch vom »Ende der Arbeitsgesellschaft« gesprochen und galt gelegentlich sogar überhaupt Arbeit (etwa gegenüber »Wirtschaft«) als randständiges Thema, so wird angesichts der momentanen ökonomischen Verwerfungen vielen Beobachtern wieder mit Macht bewusst, welche Bedeutung (erwerbsbezogene) Arbeit nach wie vor für die Entstehung und Verteilung von Lebenschancen und damit für den Charakter moderner Gesellschaften hat.

Vor dem Hintergrund dieses gestiegenen Interesses an ihrem Gegenstand stellt sich die Frage, was eine Teildisziplin wie die Arbeits- und Industriosozologie zur Aufklärung der derzeitigen wirtschaftlichen (und damit auch sozialen) Krise und ihrem Verlauf beitragen kann. Mit genau diesen Fragen beschäftigte sich die Sektion für Arbeits- und Industriosozologie auf ihrer Frühjahrs- und Herbsttagung im Jahre 2009.

Ausgangspunkt beider Tagungen war die Annahme, dass die Krise zu einer Zäsur im Handeln der Wirtschaftsakteure und der Politik führen würde, die auch – vorsichtig formuliert – neue Akzente im öffentlichen und wissenschaftlichen Diskurs setzt. Die Frühjahrstagung am 15. und 16. Mai in München widmete sich der »Arbeit des Finanzmarkts«, wobei damit sowohl Arbeit *im* Finanzmarkt wie auch die Arbeitsweise *der* Finanzmärkte im Lichte der Krise und deren Auswirkungen auf die Realwirtschaft unter die Lupe genommen werden sollten. Die Herbsttagung am 9. und 10. Oktober in Osnabrück trug den Titel »Management am Scheideweg?«, bei der die bisherige soziologische Forschung sowie neue Ergebnisse zu Managern in der Realwirtschaft als soziale Akteure im Lichte der Veränderungen zur Debatte standen.

Wolfgang Dunkel, Nick Kratzer und Wolfgang Menz (München) eröffneten die Münchner Tagung. Am Beispiel einer deutschen Privatbank untersuchten sie, was der Finanzmarktkapitalismus »mit der Arbeit im Finanzdienstleistungssektor macht«. Die Organisation der Arbeit in der Bank, selbst ein zentraler Akteur des Finanzmarktkapitalismus in Deutschland, ist

in den letzten Jahren nicht zuletzt aufgrund der Kapitalmarktorientierung der Unternehmensführung tiefgreifend reorganisiert worden. Anknüpfend an frühere Arbeiten identifizierten die Autoren drei zentrale Entwicklungstrends, welche die Arbeit der Angestellten nachhaltig prägen: die Finanzialisierung der Leistungsziele, die Finalisierung der Leistungskontrolle und die indirekte Steuerung der Leistungsverausgabung. Auch wenn sich diese Trends wie ein roter Faden durch die gesamte Bankorganisation ziehen, zeigt sich doch, dass die spezifische Arbeitsform einen Filter für die Durchsetzung der neuen Steuerungsformen bildet. Innerhalb der untersuchten Privatbank existieren verschiedene Tätigkeitsfelder, in denen sich die Finanzialisierung, die Finalisierung und auch die indirekte Steuerung mit unterschiedlichen Intensitäten und unterschiedlichen Folgen für die Beschäftigten ausprägen. Auffällig ist jedoch, so ein Fazit der Referenten, dass sich die Folgen des Finanzmarktkapitalismus für die Arbeit in seinem Zentrum (der Finanzwirtschaft) strukturell offensichtlich nicht wesentlich von den Folgen in den Unternehmen der Realwirtschaft unterscheiden.

Auch *Ingo Singe* (Jena) stellte Ergebnisse aus einem Forschungsprojekt vor, das sich mit der Reorganisation von Angestelltenarbeit im Finanzdienstleistungssektor auseinandersetzt. Der Schwerpunkt des Vortrags lag im Unterschied zu seinen Vorrednern vor allem auf den subjektiven Folgen der Umbrüche und den Handlungsmöglichkeiten, die sich den Beschäftigten bieten. Deutlich wurde, dass die Zeit, in der Angestelltenarbeit mit Kalkulierbarkeit, Planbarkeit und Sicherheit gleichzusetzen war, endgültig vorbei ist: Anhand der Befunde aus zwei Großbetrieben diagnostiziert Singe eine weitverbreitete Verunsicherung und Überforderung der Beschäftigten des Finanzdienstleistungssektors. Der Arbeitsplatz wird zunehmend unsicher, die neuen Steuerungspraktiken produzieren Uneindeutigkeiten und die Beziehungen zu den Kollegen verändern ihren Charakter. Gleichwohl reagieren nicht alle Angestellten gleich auf die Herausforderung: Aktive Internalisierung, resignierter Rückzug und eine Relativierung der neuen Steuerungsnormen sind nur drei Reaktionsformen, die der Referent gefunden hat. Eines ist jedoch fast allen Reaktionsmustern gemeinsam: Die alten Normen der Angestelltenarbeit leben fort und strukturieren die Wahrnehmung des Neuen. Hier sieht Singe ein wichtiges, in der Vergangenheit jedoch nicht ausgeschöpftes Potenzial für eine kollektive Interessenvertretung.

Der Vortrag von *Stefanie Hiß* (Jena) beschäftigte sich mit den im Zuge der Finanz- und Wirtschaftskrise viel gescholtenen Ratingagenturen. Dabei

lenkte sie den Blick auf den Wandel der Arbeitsweise der Ratinganalysten, bei der Prognosen über die zukünftige Ausfallwahrscheinlichkeit von Kreditnehmern erstellt werden. Hiß machte deutlich, dass mit Blick auf die Arbeit der Analysten wichtig ist, zwischen zwei verschiedenen Ratingverfahren zu unterscheiden: Während beim klassischen Unternehmens(anleihe)rating Analysten direkten Kontakt zum Unternehmen aufnehmen, und dieses auf der Basis einer autonomen, qualitativen Expertenentscheidung beurteilen, sind sie bei der Bewertung strukturierter Finanzprodukte auf externe, von Dritten erstellte Daten angewiesen, die sie mit Hilfe quantitativer formalisiert-standardisierter Modelle auswerten. Zum Auslöser der Finanzkrise wurden die deutlich zu optimistisch bewerteten strukturierten Finanzprodukte, deren breite Abwertung im Jahr 2007 die Abwärtsspirale der Finanzmärkte in Gang brachte. Obwohl die Europäische Kommission als Antwort auf dieses Versagen die Ratingagenturen stärker regulieren möchte, nimmt sie in ihren Gesetzesvorhaben keine Unterscheidung zwischen den beiden Ratingverfahren und der damit verbundenen unterschiedlichen Arbeitsweise vor. Dies führt zu der paradoxen Situation, dass das Entscheidungsmodell autonomer, qualitativer Expertenentscheidungen, das beim Unternehmensrating keine Auswirkungen auf die Krise hatte, auf Kosten einer noch stärkeren Quantifizierung, Formalisierung und Standardisierung der Arbeitsweise der Ratinganalysten geschwächt wird.

Klaus Kraemer (Münster) widmete sich in seinem Vortrag einer Gruppe, die, folgt man ihrem Selbstverständnis, einen besonderen Einfluss auf die Dynamik der Finanzmärkte haben: die Analysten. Ausgangspunkt der Darlegungen war die Tatsache, dass die Volatilität der Börse weitaus größer ist, als sie effizienztheoretisch erklärbar wäre. Damit stellt sich die Frage, wie angesichts der extremen Ungewissheit, die auf Finanzmärkten herrscht, überhaupt Entscheidungen zustande kommen. In Auseinandersetzung mit den wirtschaftswissenschaftlichen Kapitalmarkttheorien und ihren rationalistischen Verhaltensannahmen entwickelte Kraemer eine soziologische Perspektive auf die Dynamik der Finanzmärkte, die den Renditeglauben als einen sozialen Prozess analysiert, in dem isomorphe und abweichende Erwartungen miteinander konkurrieren. Eine wichtige Rolle in diesem »Kampf der Erwartungen« spielen die Analysten. Unter den Bedingungen extremer Ungewissheit bilden die charismatischen Zuschreibungen, die einzelnen Analysten anhaften und auf deren Analysen und Prognosen ausstrahlen, nicht selten den Referenzpunkt für die Entscheidungen der

Marktteilnehmer. Zur Veranschaulichung seiner Argumentation entwickelte Kraemer die Denkfigur eines »sozialen Zyklus des Renditeglaubens«, in dem abweichende Erwartungen durch ihre sukzessive Verbreitung und Veralltäglichung zu herrschenden Deutungen werden, die ihrerseits von abweichenden Erwartungen herausgefordert und im Verlauf des Zyklus von neuen, konkurrierenden Deutungsmustern abgelöst werden.

Einen Höhepunkt der Münchner Veranstaltung stellte die Abendvorlesung von *Paul Windolf* (Trier) dar. Anknüpfend an seine früheren Arbeiten zum Finanzmarktkapitalismus stellte er die Frage: Kann man Risiko beherrschen? Für Windolf ist die aktuelle Finanzmarktkrise das Ergebnis eines längeren Transformationsprozesses, der die zentralen Institutionen des Kapitalismus nachhaltig verändert hat. Unterschied sich der fordistische Managerkapitalismus vom Familienkapitalismus vor allem durch die Trennung von Eigentum und Kontrolle, basiert der Finanzmarktkapitalismus auf einer Trennung von Eigentum und Risiko. Während das private Schicksal des Familienunternehmers an sein Eigentum gekoppelt war, wächst im Finanzmarktkapitalismus die Gruppe der »Eigentümer ohne Risiko«. Investment-, Pensions- und Hedge-Fonds-Manager kontrollieren genauso wie Investment-Banker das Eigentum, müssen aber nicht das Risiko der von ihnen gefällten unternehmerischen Entscheidungen tragen. Freilich verschwindet das Risiko nicht. Der Umstand, dass es den neuen Eigentümern gelingt, das Risiko vom Eigentum zu entkoppeln, heißt gerade nicht, dass die gesellschaftliche Fähigkeit gewachsen wäre, das Risiko ökonomischer Transaktionen zu »beherrschen«. Vielmehr wird das Risiko von den Kunden der Fonds und Banken getragen, die in der Hoffnung auf steigende Renditen Anteile an Investment- oder Pensionsfonds erwerben, die aber ohne Kontrolle über die von den Fonds gehaltenen Unternehmen bleiben. Vor dem Hintergrund dieser Analyse wies Windolf darauf hin, dass es trotz einer Vielzahl vergleichbarer Phänomene und Entwicklungen einen markanten Unterschied zwischen der Bankenkrise von 1931 und der aktuellen Finanzmarktkrise gibt: Während die Krise der 1930er eine exogene Krise war, die primär durch Entwicklungen außerhalb des Bankensystems verursacht wurde, sind die aktuellen Turbulenzen Ausdruck einer endogenen Krise, die durch die für den Finanzmarktkapitalismus charakteristische Trennung von Eigentum und Risiko und erst möglich wurde. Dadurch ist es, so die Schlussfolgerung des Referenten, auch nur eine Frage der Zeit, bis die nächste Krise vor der Tür steht: Von den Finanzmarktakteuren werden heute schon innovative Finanzprodukte entwickelt,

die für die »Eigentümer ohne Risiko« neue Profitmöglichkeiten beinhalten, mit denen die Risiken aber, wie auch schon in der Vergangenheit, nicht »beherrscht« werden können, sondern nur weitergereicht werden. Abhilfe könnte nur eine veränderte Regulierung der Finanzmärkte mit sich bringen, die eine erneute Verknüpfung von Eigentum und Risiko beinhaltet.

Während sich die beschriebenen Vorträge mit der Arbeit in der Finanzwirtschaft auseinandersetzten, bildeten zwei der Beiträge faktisch eine Brücke zur Osnabrücker Herbsttagung, indem sie die Transfermechanismen der Arbeit des Finanzsystems in die Realwirtschaft beleuchteten. *Sabine Pfeiffer* (München) berichtete aus ihrer Forschung über die Arbeit der Controller. Controlling als Arbeit und der Einfluss von Kennzahlen auf die Arbeit in Unternehmen stellt trotz der Konjunktur, die ERP-Steuerungssysteme seit den 1990er Jahren haben, bis heute ein relativ wenig beforschtes Feld dar. Mit Blick auf die häufig gestellte Frage nach den Transfermechanismen, mit denen die Erwartungen von Finanzmarktakteuren und das Finanzmanagement Einfluss auf die Sphäre der Produktion nehmen, verwundert diese Zurückhaltung der Arbeits- und Industriesoziologie. Pfeiffer verdeutlichte in ihrem Beitrag, dass mit der Einführung der ERP-Systeme die Zugriffsintensität des Managements auf die Gestaltung organisatorischer Abläufe und betrieblicher Prozesse zugenommen hat. Die Kennziffern der ERP-Steuerungssysteme sind mehr als nur reine Informationssysteme, sie liegen im Zentrum der Interessenkämpfe zwischen Finanz- und Operativmanagement, die dezentralisierte Unternehmens- oder Konzernstrukturen unter den Bedingungen finanziellierter Arbeit charakterisieren. Die wachsenden Controlling-Abteilungen bilden ein neues Machtzentrum in den Unternehmen, zugleich sind die Controller jedoch auch »Opfer« der von ihnen generierten Zahlen. Allerdings zeigt sich auch hier, dass die Monats-, Quartals- und Jahresberichte kein Eigenleben führen: In verschiedenen Unternehmenskontexten nimmt das Controlling höchst divergente Formen an und dient unterschiedlichen Zielen.

Mit Blick auf die Auflösung der »Deutschland AG« widmete sich *Saskia Freye* (Köln) den Karrieremustern deutscher Manager. Denn neben bekannten Merkmalen wie der Unternehmensverflechtung und dem Einfluss der Hausbanken gehörten auch die häufigen Hauskarrieren deutscher Manager zu den Besonderheiten des koordinierten Kapitalismus deutscher Prägung. Hier setzte Freyes Beitrag an: Entsteht im Windschatten des Markts für Unternehmenskontrolle auch ein Markt für Unternehmensleiter? Anhand einer empirischen Untersuchung der Karriereverläufe von

Vorstandsvorsitzenden über mehr als vier Jahrzehnte wies die Referentin nach, dass sich in Deutschland bislang zwar kein externer Markt für Unternehmensleiter nach angelsächsischem Vorbild herausbildet hat. Immer noch sind fast 90 % der Vorstandsvorsitzenden deutscher Großunternehmen deutscher Nationalität. Trotzdem ist es offensichtlich zu erheblichen Veränderungen in den Rekrutierungspraktiken der Unternehmen gekommen: Die Amtsdauer der Vorstandsvorsitzenden ist rückläufig, die Häufigkeit eines »unehrenhaften« Ausscheidens aus dem Amt nimmt zu, und bei den Berufungen steigt der Anteil von Managern, die bereits über Bilanzenerfahrung verfügen. Zudem wächst die Bedeutung konzernweiter Rekrutierungen. All dies deutet darauf hin, dass in Deutschland ein interner Markt für Unternehmensleiter entsteht. Ohne dass es zu einem externen Austausch der Manager kommt, hat sich auf diese Weise die Konkurrenz unter den Managern um Positionen verschärft und vor allem die Sicherheit der erreichten Positionen verringert.

Michael Faust und *Jürgen Kädtler* (Göttingen) referierten auf beiden Veranstaltungen aus ihren langjährigen Forschungen zu den Auswirkungen des liberalisierten Finanzmarkts auf die Unternehmen in der Realwirtschaft. In München konzentrierten sie sich auf die Rückbindung der Finanzwelt an die Realwirtschaft. Indem sie den doppelten Bezug von Finanzmarktakteuren zum Referenzobjekt realwirtschaftlicher Unternehmen herausarbeiteten, verdeutlichten Faust und Kädtler, dass es eine ganze Reihe von Verknüpfungen zwischen der Finanzwelt und der Realwirtschaft gibt. In Osnabrück setzten sie mit ihrem Beitrag die Münchner Debatte unmittelbar fort. Den Windolf'schen Thesen und Analysen zum Finanzmarktkapitalismus hielten sie entgegen, dass die Unternehmen und ihr Top-Management nicht »einfach fungibles Instrument eines einheitlichen (neuen) Eigentümers« (v.a. Investment- und Pensionsfonds) seien, die die Manager der Aktiengesellschaften »zwingen« würden, eine hohe Eigenkapitalrendite zu erwirtschaften. Der »Grundkonstruktion« der heutigen Theorie vom »Finanzmarktkapitalismus« würde nicht nur eine genaue Analyse der oben genannten Transfermechanismen fehlen, sondern sie sei auch im Organisations- und Akteurskonzept »eindimensional« (nicht zuletzt auch und gerade im Hinblick auf die Interessen und Strategien der institutionellen Investoren). Zudem blende sie andere, realwirtschaftliche Märkte in ihrer Wirkung auf das Managementhandeln aus. Damit stellten Faust und Kädtler auch den nicht unerheblichen Steuerungsoptimismus von Managementhandeln durch Finanzmärkte in der Rappaportschen Shareholder-Value-

Theorie in Frage. Sie argumentieren mit einem auf den ersten Blick paradoxalen Befund: Bei genauer Prüfung ist die Kapitalmarktexposition der deutschen Großunternehmen nach wie vor sehr unterschiedlich, die realwirtschaftliche Profitsteigerung unterliegt nach wie vor erheblichen Schwankungen. Dennoch haben sich von 1983 bis 2002 die Aktienrendite und noch mehr die Managereinkünfte beträchtlich erhöht. Dieses Rätsel lässt sich nur organisationstheoretisch auflösen, so das Resümee der Göttinger Forscher, indem man Unternehmen als Zusammen- und Gegeneinanderwirken interner und externer Koalitionen begreift, bei deren Machtspielen auch die realwirtschaftlichen Faktormärkte und deren Akteure zu berücksichtigen sind. In diesem Sinne plädieren sie für eine »Konfigurationsanalyse«.

Wie sehr indes die Eigentümerstruktur den Charakter und Stil eines Unternehmens verändern kann, hat *Thomas Edeling* (Potsdam) in Osnabrück in seinem Vortrag über (Teil-)Privatisierung kommunaler Unternehmen demonstriert. Während die Kommunen von diesen Unternehmen unverändert einen Beitrag zu öffentlichen Gütern erwarten und ihren politischen Einfluss betonen, setzt sich das Selbstverständnis der Manager in den kommunalen Unternehmen mit Formeln wie »Rechnet es sich, machen wir es; rechnet es sich nicht, machen wir es nicht!« davon ab. Die Privatisierung hat zudem zu einem deutlichen Rückgang der Techniker zugunsten der Kaufleute geführt.

Renate Liebold (Erlangen-Nürnberg) stellte ihre Forschungsergebnisse zu »Selbstbild und Selbstinszenierung der ökonomischen Elite« vor. Auf der Basis narrativer Interviews mit Top-Managern deutscher Großunternehmen fragte sie nach Generationsunterschieden. Ihr Befund der Selbstpräsentationen: Während ältere Top-Manager, die in der Nachkriegszeit groß geworden sind, ihre individuelle Besonderung vor dem Hintergrund einer kollektiven Schicksalsbetroffenheit konturieren, weist die jüngere Generation eine individualisierte, wenn auch unpräzise Selbstausslegung auf, die Erfolg und Risikobereitschaft pointiert. Beiden gemeinsam ist, dass sie ihre Erfolgsgeschichten »jenseits aller Maßstäbe des Leistungsprinzips« ansiedeln, das ihre Exzeptionalität in Frage stellen würde.

Einen thematischen Schwerpunkt der Osnabrücker Tagung bildete der Wandel von Karrierewegen der Manager im Kontext zunehmender Internationalisierung. Als ein Resümee aus den Beiträgen von *Ursula Mense-Petermann* (Bielefeld), *Pamela Wehling* (Dortmund) und *Michael Hartmann* (Darmstadt) lässt sich ziehen, dass sich ein längerer Auslandsaufenthalt für eine

Managerkarriere nicht lohnt, also gerade ein solcher Auslandsaufenthalt, bei dem man eine Sprache richtig lernt und andere Kulturen und Denkweisen in sich aufnimmt. Folgt man Michael Hartmann, so scheint es im Gegenteil eher von Nachteil zu sein, zu lang den heimischen Netzwerken fernzubleiben. Der Befund von Ursula Mense-Petermann auf der Basis biographischer Interviews mit Fach- und Führungskräften war ein doppelter: Auf der einen Seite zeigte sie die anhaltende Bedeutung formal ausgebauter Karrieresysteme innerhalb von Unternehmen (d.h. eine durch häufige Unternehmenswechsel zusammengesetzte »boundary-less career« ist eher eine prekäre Karriere), auf der anderen Seite legte sie dar, dass auch ein Auslandsaufenthalt nicht mehr den nächsten Karriereschritt garantiert; mitunter muss der Rückkehrer sogar um seinen alten Arbeitsplatz kämpfen. Pamela Wehling hat die »impliziten Verträge« von international tätigen Managern auf der Basis standardisierter Befragungen und Leitfadeninterviews näher untersucht. Auch sie stellt fest, dass das Fehlen einer Karriereplanung nach Rückkehr durch das Unternehmen von den Expatriates als eine Vertragsverletzung wahrgenommen wird. Hinzukommt, dass sie im Ausland selten Unterstützung von der Unternehmenszentrale erhalten. Die Zufriedenheit mit dem Auslandsaufenthalt begründet sich daher eher aus anderen Erträgen etwa im Hinblick auf die persönliche Entwicklung, den Ausbau internationaler Netzwerke, einem besseren Verständnis globaler Zusammenhänge etc.

Michael Hartmann (Darmstadt) hat bei der Herbsttagung die Abendvorlesung gehalten, bei der er Ergebnisse seiner internationalen Vergleichsstudie vorstellte. Er zeigte anhand unterschiedlicher Daten (Zusammensetzung der Vorstände von Unternehmen, Karrierewege, Auslandsaufenthalt u.a.), dass die Internationalität von Managerkarrieren nicht wesentlich gestiegen ist, dass sogar mehr Ausländer den Vorständen der älteren Kohorte von Top-Managern angehören. Sie sind zumeist aus dem gleichen Kulturkreis. Die Auslandserfahrungen unter den Jüngeren haben zwar zugenommen, aber nur in Ländern, in denen dies früher weniger üblich war. Für Frankreich konstatiert Hartmann sogar einen deutlichen Rückgang, während in Deutschland die jüngere Kohorte häufiger im Ausland war. Deren Auslandsaufenthalt beschränkt sich aber maximal auf zwei Jahre. Von einem Internationalitätssprung könne daher keine Rede sein, eher handle es sich um einen allmählichen Prozess. Warum ist das so? Hartmann erklärt das Ausbremsen von »Ausländern« und die Risiken zu langer Auslandsaufenthalte für die Karriere mit der anhaltenden Bedeutung nationaler Karriere-

muster, die eng mit dem jeweiligen Bildungssystem verbunden sind, sowie mit den Selektionsmechanismen nach »habituellem Ähnlichkeit« bei der Personalauswahl. Auch wenn sich diese Verklammerung langsam aufzulösen beginnt, so handelt es sich doch um einen zähen Prozess. Die Transnationalisierung der großen Unternehmen geht also keineswegs mit der Genese einer transnationalen »business class« einher, für deren Entstehung die interne Mobilität von wesentlicher Bedeutung ist. Wie Unternehmen mit diesem Spannungsfeld zwischen internationaler Organisation und national rekrutierten Führungskräften umgehen und ob es für die oben skizzierte Debatte um den Einfluss der Finanzmärkte und die Rolle von Koalitionsbildung von Bedeutung ist, bleibt eine Frage für die weitere Forschung.

Janina Curbach (Hamburg) schlug den Bogen zurück zur Finanzkrise und stellte die Entwicklung des Konzepts von Corporate Social Responsibility im Sinne der Framing-Theorie der sozialen Bewegungen als aktives Counterframing der multinationalen Unternehmen vor. Die Finanzkrise hat die CSR-Bewegung nicht zum Stoppen gebracht, eher scheint das Gegenteil der Fall zu sein: CSR wird immer mehr Bestandteil des Kerngeschäfts und einer Standardisierung wie Effektivierung unterworfen und – etwa auf der Ebene der Europäischen Betriebsräte – Gegenstand kollektivvertraglicher Verhandlungen. Ob CSR ernsthaft ein Ansatzpunkt gegen eine strikte Shareholder-Value-Orientierung sein kann, der jenseits einiger Mindeststandards auch arbeitspolitisch spürbar wird, oder doch letztlich eher eine spezifische Absicherungsstrategie des Shareholder-Value darstellt, bleibt eine offene Frage, da es zu wenige Fallstudien auf Unternehmensebene zu diesem Thema gibt.

Die Herbsttagung in Osnabrück schloss mit einer Diskussion früherer arbeits- und industriesoziologischer Studien zu Fach- und Führungskräften, zu der *Hermann Kotthoff* (Darmstadt), *Michael Faust* (Göttingen) und *Nick Kratzer* (München) einen Beitrag vorbereitet hatten. Die zusammenhängende Rückschau auf die Studien von Baethge, Denkinger, Kadritzke zum »Führungskräfteilemma« (1995), der Studien von Kotthoff und Kotthoff, Wagner zum Wandel der Firmenkultur (1997; 2008) sowie von Faust, Jauch und Notz »Befreit und Entwurzelt« (2000) hat verdeutlicht, dass die arbeits- und industriesoziologische Forschung hier einiges zu bieten hat, das zum Teil auch einer Aktualisierung bedürfte. Dazu gehört der bemerkenswerte Befund, dass die früheren Studien sehr viel mehr Status- und Rollenkonflikte im Zuge der Unternehmensreorganisationen der 1990er Jahre zumindest für das mittlere Management prognostizieren, als sich in

der jüngsten Studie von Kotthoff und Wagner über »Die Leistungsträger« (2008) wiederfinden lassen. Kotthoff und Wagner zeigen in diesem Buch, dass die zunehmende Rotation des Managements die Loyalität zu den Beschäftigten und gegenüber einzelnen Standorten nachweislich abschwächt. Den in der Managerliteratur vielfach beschworenen Manager als »Intrapreneur« konnten sie indes ebenso wenig finden wie massive lebensweltliche Konflikte mit den entgrenzten Anforderungen an die Managerrolle im Zuge der Unternehmensreorganisationen. Ob man dies so interpretieren kann, dass sich auch das mittlere Management trotz Karriereunsicherheit ganz gut mit dem Shareholder-Value arrangiert hat und sich – wieder einmal – soziologischer Alarmismus nicht bestätigt hat, oder ob die Konflikte auf anderen als auf den prognostizierten Wegen zum Tragen kommen, ist eine Frage an die Forschung.

In der Zusammenschau haben beide Tagungen eines deutlich gemacht: Anders als in der Vergangenheit liegen, bei allem weiterhin bestehenden Forschungsbedarf, heute eine ganze Reihe überzeugender empirischer Analysen aus der Arbeits- und Industriesoziologie sowohl zur Arbeit *im* Finanzsystem als auch zur Arbeit *des* Finanzsystems vor. Dies gilt sowohl für die Arbeit in Banken und Versicherungen, in Ratingagenturen, in Unternehmensberatungen und für die Rationalitäten anderer Finanzmarktakteure vorliegen als auch für Folgen des Finanzmarktkapitalismus oder der Finanzialisierung der Arbeit des Managements realwirtschaftlicher Unternehmen. Darüber hinaus zeigten die Analysen und Diskussionen sehr deutlich, dass die aktuelle Krise keineswegs, wie in den politischen Debatten häufig suggeriert, das Ergebnis individuellen Fehlverhaltens einzelner Banker und Manager ist, sondern auf Strukturen beruht, die schon seit einigen Jahren unter den Stichworten Finanzmarktkapitalismus, Shareholder-Value-Kapitalismus und Auflösung der Deutschland AG diskutiert werden. Die in der gesellschaftlichen Regulierung des zeitgenössischen Kapitalismus verankerten strukturellen Voraussetzungen der aktuellen Entwicklungen herauszuarbeiten, gehört zu den dringendsten Aufgaben der Arbeits- und Industriesoziologie als Teildisziplin.

Katharina Bluhm, Hajo Holst

Sektion Biographieforschung

Bericht über die Jahre 2004 bis 2008

Vor dreißig Jahren konstituierte sich die Arbeitsgruppe Biographieforschung in der DGS, 1986 wurde die Sektion gegründet. Seitdem haben sich Ansätze der Biographieforschung in der deutschsprachigen und internationalen Soziologie etabliert, darüber hinaus wurden vielfältige Verbindungen zu anderen Disziplinen und professionellen Handlungsfeldern aufgebaut. Die zunehmende Ausdifferenzierung methodischer und theoretischer Ansätze und die Vielfalt empirischer Gegenstände spiegeln sich auch in der Arbeit der Sektion wider. Ein gemeinsamer Rahmen wird insbesondere durch die regelmäßig durchgeführten Jahrestagungen der Sektion hergestellt, die ein Forum für Austausch und interne Kommunikation eröffnen. Da sie üblicherweise auch von vielen Nicht-Mitgliedern besucht und häufig in Kooperation mit anderen Sektionen oder Forschungseinrichtungen durchgeführt werden, sind sie zugleich ein Ort der Vernetzung und Öffnung nach außen. Darüber hinaus lebt die Arbeit der Sektion von der regelmäßigen Teilnahme an den Kongressen der DGS und an internationalen Konferenzen sowie von Publikationen.

Der vorliegende Bericht gibt einen Überblick über die Aktivitäten der Sektion in den Jahren 2004 bis 2008 und geht exemplarisch auf einzelne Aktivitäten genauer ein. Der über zwei Wahlperioden amtierende SprecherInnenkreis, bestehend aus Bettina Dausien (Sprecherin), Michaela Köttig und Gerhard Riemann (StellvertreterInnen), wurde zu Beginn des Jahres 2009 durch den neuen Vorstand mit Gerhard Riemann als Sprecher sowie Christine Müller-Botsch und Martina Schiebel als Stellvertreterinnen abgelöst. Ein erweiterter Vorstand begleitet die Sektionsarbeit durch Beratung und kritisches Feedback. (Er besteht gegenwärtig aus Peter Alheit, Ursula Apitzsch, Roswitha Breckner, Wolf-Dietrich Bukow, Bettina Dausien, Lena Inowlocki, Michaela Köttig, Helma Lutz, Gabriele Rosenthal und Fritz Schütze.) Informationen über die Arbeit der Sektion werden im zweimal jährlich erscheinenden Rundbrief, über einen E-Mail-Verteiler sowie über die Homepage der Sektion verteilt.

Verknüpfung und Reflexion – zu den Jahrestagungen der Sektion Biographieforschung

Bei der Konzeption der Sektionstagungen in den letzten Jahren waren zwei sich ergänzende Ideen handlungsleitend: der Dialog nach außen, d.h. die Entwicklung und Pflege fachlicher und internationaler Kooperationen, sowie die Reflexion der eigenen theoretischen und methodologischen Grundlagen, eine notwendige wissenschaftliche Selbstvergewisserung angesichts der bereits angesprochenen Ausdifferenzierung und Weiterentwicklung der Biographieforschung. Thematische Schwerpunkte waren einmal Fragen des gesellschaftlichen Wandels, der Differenzierung und Integration sozialer Strukturen sowie die damit verbundenen Konstitutions- und Konstruktionsprozesse auf Seiten der gesellschaftlichen Subjekte, die Formierung kollektiver und individueller Identitäten und Zugehörigkeiten. Zum anderen wurden auf den Tagungen grundlagentheoretische und methodologische Themen der Biographieforschung verhandelt.

*Differenzen, Zugehörigkeiten und Identitätskonstruktionen –
Biographieforschung und die Analyse gesellschaftlichen Wandels*

Drei der zurückliegenden Tagungen, die maßgeblich von der Sektion initiiert und durchgeführt und/oder in Kooperation mit anderen verantwortet wurden, haben Fragestellungen in diesem Feld thematisiert:

Die Sektionstagung 2004 stand unter dem Motto *Biographische Prozesse und kollektive Identitäten* und fand am 23. und 24. April 2004 an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt unter Beteiligung vieler internationaler Referentinnen und Referenten, insbesondere aus Osteuropa, statt. Die organisatorische und inhaltliche Verantwortung lag bei Ursula Apitzsch, Lena Inowlocki und Gerhard Riemann, die Tagung wurde in Kooperation mit dem Research Committee »Biography & Society« der International Sociological Association, dem Schwerpunkt »Kultur und Entwicklung« am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften, dem Cornelia Goethe-Centrum an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt/Main sowie der Hessischen Böll-Stiftung durchgeführt.

In neun parallelen Arbeitsgruppen wurden folgende Themen diskutiert: Generation, Gender and Biography; Migration, Gender und Identitätsprozesse Jugendlicher; symbolische Ethnizität; Selbständigkeit und Migration; ethnische und religiöse Zugehörigkeit; Transformationsprozesse in Ostdeutschland; Exklusion und Vergemeinschaftung; Identity and Marginality; ost-west-europäische Migrationsprozesse; transnationale Identitäten.

Plenarvorträge hielten *Ursula Apitzsch, Fritz Schütze, Marek Czyżewski, Peter Alheit* und *Ulrich Oevermann*.

Die Frankfurter Jahrestagung gehörte zu den größeren und internationalen Jahrestagungen in der Geschichte der Sektion. Es gab ein vergleichsweise großes Medienecho, was auch mit der Aktualität des Tagungsthemas wenige Tage vor der EU-Osterweiterung zu tun hatte: Sowohl im Hessischen als auch im Österreichischen Rundfunk gab es Sendungen, die sich der Tagung widmeten und auf Interviews mit Referentinnen und Referenten und mit den Veranstaltern basierten.

Das Verhältnis zwischen individuellen Biographien, historischen Umbrüchen und gesellschaftlichen Transformationen stand im Zentrum der Jahrestagung 2006, die unter dem Titel *Transformationen ohne Ende. Die Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen in Biographien und Gesellschaften* vom 30. Juni bis 2. Juli 2006 an der Universität Jena stattfand. Verantwortlich für die Organisation war Michael Corsten in Kooperation mit Bettina Dausien (für den Vorstand der Sektion) und dem SFB 580 »Gesellschaftliche Entwicklungen nach dem Systembruch«. Mit dem Titel der Tagung knüpfte die Sektion Biographieforschung einerseits an zentrale theoretische Diskussionen zum Verhältnis von Biographie, Generation und Gesellschaft an, andererseits an zeitdiagnostische Fragen, die insbesondere seit dem Zerfall des osteuropäischen Sozialismus nicht nur in Deutschland, sondern überall in Europa diskutiert werden und mittlerweile zu einem neuen Europa geführt haben. Ein ähnliches Thema war bereits unmittelbar nach der deutschen Wiedervereinigung 1991 Gegenstand einer Jahrestagung in Berlin (»Biographien in Deutschland«, vgl. Wolfram Fischer-Rosenthal und Peter Alheit (Hrsg.) 1995: *Biographien in Deutschland. Soziologische Rekonstruktionen gelebter Gesellschaftsgeschichte*. Opladen: Westdeutscher Verlag). Die Tagung 2006 konnte nun eine Art Bilanz ziehen, aber auch erweiterte nationale Konstellationen einbeziehen.

Dementsprechend standen auch nicht – wie schon so oft – Ostdeutschland und das deutsch-deutsche Verhältnis im Zentrum der Debatten. Eingeleitet mit einem Eröffnungsvortrag von *Hartmut Rosa* wurden vielmehr grundsätzliche Aspekte des Zusammenhangs von gesellschaftlicher Transformation und Biographie in sechs inhaltlichen Panels diskutiert. Zentrale Referenz war Mannheims analytisches Konzept der »Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen«. In einem Mittagsvortrag wendete *Lutz Niethammer* das Tagungsthema auf die Forschenden selbst, indem er an die Geschichte der Biographieforschung und Oral History erinnerte, die als eine wissenschaft-

liche wie autobiographische Reflexion jener gesellschaftlichen Umbrüche verstanden werden kann.

Die Jenaer Tagung gehörte mit ca. 50 Teilnehmenden – wohl aufgrund des attraktiven Konkurrenzangebots der Fußball-WM – zu den eher kleineren Jahrestagungen der Sektion, was aber der inhaltlichen Vielfalt und Qualität der Diskussion keinen Abbruch tat.

Die Thematisierung ethnischer Zugehörigkeits- und Identitätskonstruktionen wurde erneut 2007 durch eine große internationale Konferenz zum Thema *Ethnicity, Belonging, Biography and Ethnography* aufgegriffen (7. – 9. Dezember 2007, Göttingen). Die Konferenz mit etwa 200 Teilnehmenden aus allen Kontinenten und über 70 Beiträgen in 18 Arbeitsgruppen wurde unter inhaltlicher und organisatorischer Verantwortung von Gabriele Rosenthal und Michaela Köttig am Methodenzentrum der Georg-August-Universität Göttingen durchgeführt. Als Kooperationspartner war neben dem Trans-Coop project »Biography and Ethnicity« und dem Research Committee 38 »Biography and Society« der ISA auch die Sektion Biographieforschung mit einer eigenen Session beteiligt. Sechs renommierte Keynotespeaker aus dem Bereich der Migrations- und Ethnicity-Forschung (*Ursula Apitzsch, Carola Lentz, Floya Anthias, Helma Lutz, Dan Bar-On, Ann Phoenix*) sowie zahlreiche international ausgewiesene Forschende trugen zu dem hohen Niveau der Tagung bei.

Die Konferenz eröffnete die außergewöhnliche Möglichkeit für deutschsprachige BiographieforscherInnen, ihre Arbeiten in einem sehr qualifizierten internationalen Kontext einzubringen und Fragen der Biographieforschung mit aktuellen Diskussionen zu »post-colonial studies«, Intersektionalität und Ethnizität, wie sie vor allem in England, Australien und den USA seit längerem geführt werden, zu verknüpfen. Die Beiträge zur Tagung sind in Gabriele Rosenthal und Artur Bogner (Hrsg.) 2009: *Ethnicity, Belonging and Biography. Ethnographical and Biographical Perspectives*. Münster: LIT Verlag dokumentiert.

Theoretische Dimensionen des Konzepts »Biographie« – Grundlagenfragen und interdisziplinäre Diskurse

Die beiden Jahrestagungen 2005 und 2008 widmeten sich eher theoretischen und methodologischen Fragen des Biographiekonzepts. Sie eröffneten zugleich einen Dialog mit Forschungsgebieten, die den Gegenstand Biographie aus anderen Blickwinkeln behandeln.

Unter dem Motto *Biographieforschung im sozialwissenschaftlichen Diskurs* fand vom 1. bis 3. Juli 2005 eine gemeinsame Tagung der Sektion Biographieforschung und der Sektion Methoden der Qualitativen Sozialforschung am Methodenzentrum Sozialwissenschaften der Georg-August-Universität Göttingen statt. Die mit ca. 140 Teilnehmenden gut besuchte Tagung wurde von Gabriele Rosenthal, Michaela Köttig, Nicole Witte und Thea Boldt organisiert. Inhaltlicher Ausgangspunkt war eine vom ehemaligen Sprecherinnenkreis der Sektion Biographieforschung herausgegebene Publikation »Biographieforschung im Diskurs« (Bettina Völter, Bettina Dausien, Helma Lutz und Gabriele Rosenthal (Hrsg.) 2005: *Biographieforschung im Diskurs. Theoretische und methodologische Verknüpfungen*. Wiesbaden: VS), die mittlerweile in zweiter Auflage vorliegt. Die Tagung beschäftigte sich mit dem zentralen soziologischen Problem des Wechselverhältnisses zwischen Individuellem und Allgemeinem. Den thematischen Mittelpunkt bildete die Frage, wie sich dieses Verhältnis mit den methodischen Mitteln der Biographieforschung im Hinblick auf konkrete Fragestellungen und empirische Felder beschreiben lässt und welche neuen Perspektiven eine Verbindung zwischen Biographieforschung und anderen methodischen/methodologischen Verfahren wie der Diskursanalyse bietet. In acht thematisch differenzierten Arbeitsgruppen und zwei Plenarvorträgen von Gabriele Rosenthal (»Biographie und Kollektivgeschichte«) und Bettina Dausien (»Vergesellschaftung und Individuation als empirisches Problem«) wurden die Möglichkeiten und Grenzen der Biographieforschung im Hinblick auf unterschiedliche Gegenstandsbereiche und theoretische Bezüge ausgelotet. Anknüpfend an den Titel der Tagung behandelte der Abschlussvortrag von Bettina Völter und Thomas Scheffer das Verhältnis zwischen Biographieforschung und Diskursanalyse.

Die Jahrestagung 2008 fand vom 10. bis 12. Juli an der Universität Flensburg statt und wurde von Bettina Dausien, Dorothee Schwendowius und Christine Thon in Kooperation mit dem Zentrum für Bildungsforschung der Universität Flensburg organisiert. Unter dem Titel *Macht und Ohnmacht auto/biographischen Erzählens – grundlagentheoretische Fragen und interdisziplinäre Perspektiven* wurde das für die Biographieforschung zentrale Konzept der Narration aus unterschiedlichen Blickwinkeln beleuchtet. Etwa hundert Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus zehn Ländern waren gekommen. In fünf Arbeitsgruppen wurden folgende Themen diskutiert: Medien, Formate, Skripts auto/biographischen Erzählens; Methodologische Aspekte sozialwissenschaftlicher Narrationsanalyse; Erzählen im Machtfeld institutio-

neller und professioneller Prozeduren; die Konstruktion kollektiver und individueller Erinnerung im Kontext der Geschichte nach dem Zweiten Weltkrieg; Identität, Macht und Authentizität in auto/biographischen Narrationen.

Durch Plenarvorträge von *Jürgen Straub* (Bochum), *Angelika Schaser* (Hamburg), *Manfred Mittermayer* (Salzburg), *Peter Alheit* (Göttingen) und *Fritz Schütze* (Magdeburg) wurden Perspektiven der Literatur-, Sprach- und Geschichtswissenschaft ebenso eingebracht wie sozialpsychologische und soziologische Aspekte der narrativen Konstruktion von Identitäten in wechselnden historisch-gesellschaftlichen Kontexten. Bemerkenswert an der Plenardiskussion wie in den Arbeitsgruppen war die Bereitschaft, sich wechselseitig auf Sichtweisen aus unterschiedlichen Disziplinen einzulassen und gemeinsame Fragen zu suchen und zu bearbeiten. Im Mittelpunkt der Diskussionen standen die Bedingungen der Möglichkeit wie der Verhinderung von Erzählungen, die im kulturellen und historischen Vergleich besonders deutlich erkennbar werden. Hier waren – wie schon bei früheren Tagungen – die gesellschaftlichen Umbrüche in Osteuropa und deren Folgen auch für den Westen ein wichtiges Thema.

Ein weiteres Thema war die Medialität narrativer Konstruktionen. Wie unterschiedliche Medien der Narration (etwa in Alltagssituationen und professionellen Kontexten, in der Literatur und im Film) wirken, welche Effekte sie erzeugen, wurde nicht nur diskutiert, sondern auch anschaulich präsentiert: so etwa mit dem filmbiographischen Langzeitprojekt »Die Kinder von Golzow« von Barbara und Winfried Junge.

Ein Highlight der Tagung war eine Erzählrunde zur Geschichte der Sektion Biographieforschung mit Peter Alheit, Ursula Apitzsch, Fritz Schütze und Theodor Schulze. In dem Gespräch, das eine Anregung zur autobiographischen Reflexion in der Biographieforschung aufnahm, die Lutz Niethammer auf der Jenaer Jahrestagung gegeben hatte, wurden nicht nur Erinnerungen an die Geschichte der Sektion lebendig, sondern auch Anknüpfungspunkte für weitere Entwicklungen erkennbar. Eine Publikation aus Beiträgen der Jahrestagung ist geplant.

Ein Charakteristikum aller Sektionstagungen sind Forschungswerkstätten und Workshops, die im Kontext der Tagung angeboten werden und insbesondere für den wissenschaftlichen Nachwuchs ein Forum der Reflexion und des Austauschs eigener Forschungserfahrungen sowie Möglichkeiten zur methodischen Qualifizierung bieten.

Beteiligung an Kongressen

Die Sektion Biographieforschung hat sich in den vergangenen Jahren kontinuierlich mit eigenen Sessions und kooperativen Plenarveranstaltungen an den Kongressen der deutschen Gesellschaft für Soziologie beteiligt. Dabei war sie einerseits bemüht, die Kongressthemen aufzugreifen, andererseits wurden in einer zweiten Session jeweils aktuelle, zumeist methodische Themen aus der laufenden Forschung zur Diskussion gestellt.

Beim 32. Kongress der DGS 2004 in München war die Sektion an zwei Plenarveranstaltungen beteiligt: »Urbanes Zusammenleben als Konstruktion« (gemeinsam mit der Sektion Stadt- und Regionalsoziologie) und »Transformationen von Gesellschaften und biographischer Wandel« (gemeinsam mit der Sektion Ost- und Ostmitteleuropasozologie). Die beiden Sektionsveranstaltungen behandelten die Themen: »Differenz der Wissensordnungen – zur Selbstverborgenheit und Konfrontation zwischen biographischen und institutionalisierten Wissensformen« und »Achsen der Differenz und biographische Konfigurationen«.

Auf dem XVI. World Congress of Sociology – Quality of Social Existence in a Globalising World im Juli 2006 in Durban, South Africa, waren Referentinnen und Referenten aus der Sektion zahlreich in den neun Sessions des RC 38 vertreten. Das Programm des RC 38 war unter der Federführung von Gabriele Rosenthal vorbereitet worden. Es gab zahlreiche Sitzungen an vier Tagen, die auf großes Interesse stießen, u.a. Sitzungen, die der thematischen Ausrichtung einiger Jahrestagungen der Sektion Biographieforschung in der DGS in den letzten Jahren entsprachen: »biographical analyses on, in and for professional practice«, »coping with processes of societal transformation in Central and Eastern European societies: a biographical perspective«, »biographical processes and collective identities (part I and II)«.

Auf dem 33. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie 2006 in Kassel war die Sektion mit zwei Sessions vertreten: »Lebensalter – Verschiebungen und Irritationen im Verhältnis zwischen Natur und Gesellschaft« sowie einem methodischen Thema: »Perspektiventriangulationen in der Biographieforschung«.

Eine weitere Kooperation mit dem RC 38 der ISA (Biography and Society) gab es beim First ISA Forum of Sociology Sociological Research and Public Debate im September 2008 in Barcelona. Hier beteiligten sich Sektionsmitglieder unter dem Oberthema »Biographical research and its importance for public policy and debate« an insgesamt acht Sessions.

Auf dem 34. Kongress der DGS (»Unsichere Zeiten«) im Oktober 2008 in Jena war die Sektion wieder durch eine gemeinsam mit den Sektionen Kultursoziologie und Methoden der qualitativen Sozialforschung durchgeführte Plenarveranstaltung vertreten. Mit dem Thema »Die Zeit(en) der Transformation« wurde die in der Biographieforschung von Beginn an wichtige zeitsoziologische Dimension der Biographieforschung aufgegriffen. Darüber hinaus wurden zwei Arbeitsgruppen durchgeführt: »Politisches Handeln und gesellschaftliche Transformationsprozesse aus biographie-theoretischer Perspektive« sowie »Materialien der Biographieforschung«.

Publikationen

Ergebnisse der Sektionsarbeit finden sich in zahlreichen Einzelpublikationen. An dieser Stelle sollen zwei Veröffentlichungen hervorgehoben werden, die unmittelbar aus der Diskussion der Sektion entstanden sind: der bereits genannte Sammelband »Biographieforschung im Diskurs« (Völter u.a. 2005, 2009), der unter Beteiligung vieler Autorinnen und Autoren aus anderen sozialwissenschaftlichen Fachgebieten zustande gekommen ist und die Verflechtung der Biographieforschung innerhalb der Soziologie dokumentiert, sowie ein umfangreicher Themenschwerpunkt der Online-Zeitschrift FQS, der sich mit der Bedeutung biographieanalytischer und anderer qualitativer Ansätze für die Reflexion und Gestaltung professioneller Praxis befasst: Bettina Dausien, Andreas Hanses, Lena Inowlocki, Gerhard Riemann 2008: Die Analyse, Selbstreflexion und Gestaltung professioneller Arbeit. Biografieanalytische und andere interpretative Zugänge. Forum Qualitative Sozialforschung 9 (1). Online verfügbar über: <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/issue/view/9>. Zugriff am 15.10.2009).

Resümee und Ausblick

Als Resümee der Tagungen in den letzten Jahren ist festzuhalten, dass die Sektion ein sehr lebendiges Diskussionsklima pflegt, das sich immer wieder für neue Fragen und Perspektiven, auch für neue Mitglieder und Kooperationspartner öffnet. Aus dieser Erfahrung hat sich u.a. die Idee für eine weitere Arbeitsform entwickelt: In Workshops, die in kleinerem Rahmen als die Jahrestagungen zu stärker fokussierten Themen durchgeführt wer-

den, sollen gegenstandbezogenen Verbindungen zu Nachbardisziplinen und anderen Sektionen der DGS gesucht werden. Im Juli 2009 wurde in Berlin ein Workshop *Biographie und Politik* durchgeführt (verantwortliche Organisation: Christine Müller-Botsch, Michaela Köttig und Martina Schiebel), im April 2010 soll ein gemeinsamer Workshop *Biographie und Recht* mit der Sektion Rechtssoziologie folgen (Organisation Christine Müller-Botsch und Thomas Scheffer).

Nachdem die letzten Jahrestagungen durch eine Öffnung für internationale und interdisziplinäre Dialoge gekennzeichnet waren, widmet sich die diesjährige Sektionstagung wieder stärker einer Reflexion der eigenen »scientific community«. Die Tagung *Bedingungen und Prozesse der Einsozialisation in die Biographieforschung* (FH Frankfurt, 4. und 5.12.2009; Organisation Lena Inowlocki und Gerhard Riemann) befasste sich mit Fragen der Aneignung und Konstruktion einer Forschungspraxis, die nun schon seit gut 30 Jahren in der deutschsprachigen Soziologie etabliert ist und immer wieder das Interesse junger WissenschaftlerInnen findet. Eine kritische Reflexion der eigenen Forschungspraxis und auch der Mitgliedschaftskonzepte und möglichen Exklusionsprozesse, die damit verbunden sind, ist sicher eine angemessene Form des Umgangs mit dieser Geschichte.

Bettina Dausien

Sektion Familiensoziologie

Jahresbericht 2009

Sektionstagungen

Die für Mai 2009 geplante Frühjahrstagung der Sektion zum Thema »Familie und Gesundheit« musste leider wegen einer zu geringen Zahl an Vortragsangeboten abgesagt werden.

Am 07. Oktober 2009 fand in Mannheim jedoch die in Kooperation mit dem MZES (Universität Mannheim) durchgeführte Herbsttagung der Sektion Familiensoziologie zum Thema »Doing Work, Doing Family, Doing Gender« statt. Die Tagung war in vier inhaltliche Blöcke mit insgesamt 14 Referaten gegliedert, die von den mehr als 40 Teilnehmerinnen und Teilnehmern intensiv diskutiert wurden.

Die Arbeitsteilung in Paarbeziehungen war der Schwerpunkt des ersten Themenblocks der Tagung. Mit den Daten des GGS gingen *Christian Schmitt*, *Heike Trappe*, *Annelene Wengler* (Rostock bzw. Köln) der Frage nach: »Alles beim Alten? Zur Aufteilung von Haus- und Elternarbeit in Paarbeziehungen«. Nach ihren Ergebnissen erweist sich die Verteilung der Hausarbeit zwischen Frauen und Männern als veränderungsresistent. Insbesondere die Geburt des ersten Kindes wirkt traditionalisierend auf die innerfamiliäre Arbeitsteilung. Das Manko, dass es sich um Querschnittsdaten handelt, versuchten die ReferentInnen durch Vergleich von Altersgruppen bzw. Lebensphasen auszugleichen. Die Ergebnisse des Vortrags »Die Traditionalisierung der häuslichen Arbeitsteilung im Beziehungsverlauf« von *Florian Schulz* (Bamberg), denen die Bamberger Panelstudie nichtehelicher Lebensgemeinschaften zugrunde liegen, verstärkten den Eindruck auch für den beobachteten Verlauf von Partnerschaften, dass es keine grundlegenden Veränderungen zu geben scheint. Diese Erhebung fand zwischen 1988 und 1994 in Bayern statt. Die beiden anschließenden Präsentationen beruhten auf qualitativen Erhebungen. Der Vortrag von *Anna Dechant* (Bamberg) »Die Möglichkeiten einer qualitativen Herangehensweise bei der Analyse innerfamiliärer Arbeitsteilung« basierte auf der Befragung junger Paare vor und ein Jahr nach der Geburt ihres ersten Kindes. Ihr ging es um die Dynamiken, die der innerfamiliären Arbeitsteilung zugrunde liegen. In dem Vortrag von *Kai-Olaf Maimwald* (Frankfurt) »Die Idee der Gleichheit und die Verschiedenheit der Geschlechter: Zur Entstehung der Arbeitsteilung in Paarbeziehungen« wurde die Vielschichtigkeit von Einstellungen und Verhalten deutlich. Anhand einer exemplarischen Fallanalyse wies er mit dem objektiv-hermeneutischen Verfahren nach, dass es eine Gleichzeitigkeit widersprüchlicher Orientierungen bezüglich der Arbeitsteilung gibt, wie sich die jeweiligen Orientierungen im Beziehungsverlauf auswirken und wie es den Akteuren gelingt, ihre widersprüchlichen Orientierungen in Einklang zu bringen. In der Diskussion dieses Blocks wurde deutlich, dass die Fragen zur Erfassung der Arbeitsteilung in standardisierten Erhebungen vermutlich zu grob sind, um die Veränderungen und die Vielschichtigkeit der Prozesse aufzuzeigen.

Im zweiten Block standen unterschiedliche Paarkonstellationen und verschiedene Aspekte des familiären Lebens im Mittelpunkt. Im Vortrag von *Pia Bergold*, *Andrea Dürnberger* und *Marina Rupp* (Bamberg) unter dem Titel »Doing Work« & »Doing Family« in gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften« wurde eine in Deutschland erstmals in dieser Breite

gezogene Stichprobe homosexueller Paare mit Kindern vorgestellt, wobei es sich überwiegend (zu 93%) um Frauen handelt. In ersten Auswertungen zum Erwerbsverhalten und der Erwerbskonstellation zwischen den Partnerinnen konnte gezeigt werden, dass sich häufig ein traditionelles Modell ausbildet, in dem der leibliche Elternteil die Homemake-Rolle übernimmt, der andere («nur» soziale) Elternteil die Breadwinner-Rolle. *Caroline Ruiner* (Augsburg) untersuchte die interne Kooperation von Doppelverdiener-Paaren anhand der kollektiven oder individuellen Verfügung über das eingebrachte Geld anhand eines qualitativen Panels («Doing (Dual-Earner) Couple. Eine qualitative Paneluntersuchung zum Verlauf von Doppelverdiener-Paaren»). Mit Hilfe der hermeneutischen Sequenzanalyse konnte sie verschiedene Typen der Geldvergemeinschaftung und damit der Dynamik des Paarverlaufs unterscheiden, wie das »Paar als Firma« und das »Paar als reine Beziehung«. *Daniel Loïs und Oliver Arranz Becker* (Chemnitz) präsentierten eine Untersuchung zum Thema »Konkurrenz der Genüsse? Freizeitquantität, Freizeitqualität und der Übergang zur Familiengründung« anhand von Ereignisdatenanalysen mit SOEP-Längsschnittdaten im Beobachtungszeitraum von 1990 bis 2006. Es konnte gezeigt werden, dass der subjektive Nutzen von Freizeiterlebnissen Fertilitätsentscheidungen, besonders hinsichtlich des Timings im Lebenslauf, beeinflusst. In der Diskussion zu diesem Block wurde die Frage vom ersten Block aufgegriffen und vertieft, in welche Richtungen sich die qualitative und quantitative Analyse von Paarbeziehungen bewegen sollte, um von der statischen Reproduktion der immer gleichen Ergebnisse (zum Beispiel zur Arbeitsteilung im Haushalt) wegzukommen und ein besseres Verständnis und eine bessere Operationalisierung von internen Dynamiken und daraus folgenden Stabilitäten oder Veränderungsprozessen zu erreichen.

Nach der Mittagspause wurden im dritten inhaltlichen Block der Sektionstagung Ressourcen und Erwerbsarbeit in Partnerschaften in den Blick genommen. Dazu stellten im ersten Beitrag dieser Session *Dörthe Gatermann, Christiane Scholz und Kathrin Leuze* (Berlin) die Frage, »Wie gemeinsam ist gemeinsames Geld in Partnerschaften?«. Mit Daten des Teilprojekts B6 »Gemeinsam Leben – getrennt wirtschaften« des SFB 536 konnten sie zeigen, dass deutliche Varianzen in der Ausgestaltung der Geldarrangements bei Paaren bestehen. Einflussfaktoren sind sowohl Merkmale der sozialen Schichtung, Geschlechterrollenvorstellungen als auch die Einkommensrelationen der beiden Partner. Der zweite Beitrag von *Tobias Graf* (Bielefeld) »Die Wirkung der Eigenschaften und Ressourcen des Partners auf das

Erwerbsverhalten der Frau« beleuchtete mit den SOEP-Daten (1985–2006), inwieweit der Wiedereinstieg in Voll- oder Teilzeiterwerbstätigkeit von Frauen nach einer Erwerbsunterbrechung auf Grund der Geburt eines Kindes von verschiedenen Ressourcen der beiden Partner abhängt. Die Ergebnisse zeigen, dass weniger das abstrakte Bildungsniveau der Frau für das Tempo des Wiedereinstiegs verantwortlich ist, als ihre generelle Karriereorientierung sowie auch die Humankapitalressourcen des Mannes bzw. die Relationen der verschiedenen Merkmale der Partner. Im dritten Beitrag von *Matthias Pollmann-Schult* (Bielefeld) zur Relation von Hausarbeit und Einkommen wurde der Frage nachgegangen: »Warum verdienen verheiratete Männer mehr als ledige?«. Unter Rückgriff auf die Daten des SOEP 1984–2006 konnte er zeigen, dass sich der positive Effekt der Ehe auf den Verdienst von Männern nicht auf den Grad ihrer Beteiligung an der häuslichen Arbeit zurückführen lässt. Auch die Hypothese der kompensierenden Lohndifferenziale fand keine empirische Evidenz. Es scheint eher so zu sein, dass verheiratete Männer ihrem Einkommen mehr Bedeutung zumessen und eher auf Positionen mit höherem Einkommen wechseln. Und auch die Annahme einer positiven Diskriminierung durch die Arbeitgeber konnte nicht zurückgewiesen werden. Im vierten und letzten Beitrag dieser Session beschäftigte sich *Stefanie Hoherz* (Bielefeld) mit der Frage: »Wie wirken sich hohe zeitliche Anforderungen im Erwerbsleben auf die Stabilität von Partnerschaften aus?«. Unter Verwendung der SOEP-Daten (1985–2006) wurden die Arbeitszeiten beider Partner als auch die Diskrepanzen zur gewünschten Arbeitszeit als Einflussfaktoren für die Stabilität von Partnerschaften herangezogen. Während bei Frauen keinerlei Auswirkungen auf die Partnerschaftsstabilität sichtbar wurden, ließen sich für Männer sowohl für hohe Arbeitszeiten als auch für den Wunsch nach Arbeitszeitreduktion signifikante Effekte in Bezug auf eine Trennungswahrscheinlichkeit nachweisen.

Im abschließenden Block wurden verschiedene Aspekte des Tagungsthemas aus internationaler Perspektive beleuchtet. *Lena Hünefeld*, *Heather Hofmeister* und *Celina Proch* (Aachen) stellten eine im Rahmen des Projektes »Job Mobilities and Family Lives in Europe« entstandene Untersuchung zum Einfluss berufsbedingter räumlicher Mobilität auf die Konstruktion von Geschlechterdifferenzen in Deutschland und Polen vor. In beiden Gesellschaften weisen Männer eine deutliche höhere Mobilität auf als Frauen, was die Referentin vor allem auf zugeschriebene Geschlechterrollen in der Familie zurückführte. Anschließend präsentierte *Kerstin Ruckdeschel* (Wies-

baden) auf Basis von Daten des Gender and Generations Survey eine Analyse des Zusammenhangs zwischen Geschlechterrollen und dem Kinderwunsch bei deutschen und französischen Paaren. In der Diskussion des Referates wurden besonders intensiv Befunde diskutiert, die auf ein teilweise überraschend hohes Maß an traditionellen Rollenbildern bei französischen Frauen hindeuten. Der letzte Vortrag der Tagung wurde von *Klaus Haberkern* und *Tina Schmid* (Zürich) gehalten. Hier wurden Daten des Survey of Health, Ageing and Retirement in Europe ausgewertet, um den Zusammenhang von Pflege und Geschlecht im Kontext unterschiedlicher gesellschaftlicher Kontexte zu untersuchen. Die Befunde deuten für alle untersuchten Ländern auf eine deutliche geschlechtsspezifische Prägung der Pflege in dem Sinne hin, dass Frauen deutlich häufiger als Männer pflegen. Neben demografischen Faktoren (Frauen sind i.d.R. jünger als ihre Partner) konnten auch eine Reihe von sozial-strukturellen und kulturellen Gründen für dieses Muster identifiziert werden, die sich zudem – zumindest teilweise – als kontextabhängig erwiesen haben.

Mitgliederversammlung

Im Anschluss an die o.g. Herbsttagung der Sektion fand eine Mitgliederversammlung statt. Derzeit hat die Familiensektion 129 Mitglieder.

SprecherInnengremium

Seit Januar 2009 gehören dem SprecherInnengremium der Sektion *Karsten Hank* (Mannheim), *Alexander Röbler* (Aachen/Bonn), *Anja Steinach* (Chemnitz) und *Angelika Tölke* (München) an. Die Funktion der Sprecherin gegenüber der DGS übernimmt Angelika Tölke.

Karsten Hank

Sektion Soziologie der Kindheit

Jahresbericht 2009

Bei nur wenigen Ein- und Austritten bleibt der Bestand der Sektion mit 128 Mitgliedern annähernd konstant. Unmittelbar aus der Sektionsarbeit sind in diesem Jahr zwei Publikationen entstanden: ein Schwerpunktheft der Zeitschrift »Diskurs Kindheits- und Jugendforschung« (04/09), herausgegeben von Doris Bühler-Niederberger und Johanna Mierendorff zum Thema »Ungleiche Kindheiten«, das die Beiträge einer Sektionsveranstaltung auf dem Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie von 2008 in Jena versammelt und ein Sammelband: Bühler-Niederberger, Doris, Lange, Andreas, Mierendorff, Johanna (Hrsg.), *Kindheit zwischen fürsorglichem Zugriff und gesellschaftlicher Teilhabe*. Wiesbaden: VS Verlag. Dieser Band versammelt die Beiträge der Sektionstagung, die 2007 in München abgehalten wurde.

Die diesjährige Sektionstagung fand wiederum in München statt; das Deutsche Jugendinstitut stellte sich freundlicherweise als Gastgeber zur Verfügung. Sie wurde mit stark internationaler Ausrichtung – thematisch und was die eingeladenen Referenten betraf – und in englischer Sprache abgehalten. Unter dem Titel »European Childhood – Childhoods in Europe« wurde die Frage gestellt nach dem Einfluss, den Europäische Politik durch gesetzliche Erlasse und entsprechende Diskurse auf Kindheiten in Europa ausübt. Die Fragestellung wurde unter verschiedenen Blickwinkeln abgehandelt: zum einen mit Blick auf die europäischen Programme, deren Leitlinien und Hintergründe, zum zweiten mit Blick auf Entwicklungen realer Kindheiten in einzelnen Ländern und schließlich im Ländervergleich von bestimmter Institutionen und den Kindheiten, die sie zulassen/verlangen. Die Tagung hatte überdies den Anspruch, Wissenschaftler aus den Universitäten mit Vertretern internationaler Netzwerke und Organisationen ins Gespräch zu bringen, wie sie in den letzten Jahren rund um das Thema Kindheit entstanden resp. gewachsen sind und eine immer größere Rolle spielen in internationalen Diskursen und beim politischen Agenda-Setting von Problemen der Kindheit.

Daymar Kutsar (University of Tartu, Estonia) präsentierte in einem Einsteigervortrag einen breiten Überblick über europäische Politik in Bezug auf Kindheit, deren Ausgangspunkte und grundlegende Annahmen, die zum Teil der »new sociology of childhood« und ihrem Akteurskonzept entliehen wurden, aber auch den Ideen des sozialen Investitionsstaates. Variablen, die das well-being von Kindern bestimmen, wurden im europäischen Überblick in

verschiedenen Schaubildern visualisiert. Im Anschluss berichtete *Christina Huf* (Universität Frankfurt) aus ihrer ethnographischen Forschung in Vorschulinstitutionen Deutschlands und Großbritanniens. Diese ergab – als Paradox –, dass die untersuchten englischen Vorschulen, die sehr stark von der Idee frühen Lernens und einem humankapitalistischen Ansatz getragen sind, in ihrem Ergebnis mehr peer-group-Kontakte zuließen, die durch ihre Konstanz und Intensität den Vorschülern auch ermöglichten, die akademischen Anforderungen den eigenen Bedürfnissen anzupassen. Dagegen ließ der deutsche Kindergarten – obschon der Intention nach auf Spiel und soziales Lernen gerichtet – verbindliche peer-Kontakte weniger zu, und zwar aufgrund der hier üblichen Altersmischung und also dem Wechsel in der Gruppenzusammensetzung (auch beim Schulübertritt), die diese mit sich bringt. *Isabelle Krok* (Deutsches Jugendinstitut, München) berichtete von einer Studie, die den Effekt transnationaler Programme für Kinder evaluieren soll. Solche Programme sind seit einigen Jahrzehnten verbreitet und sollen interkulturelles Verständnis fördern. Der Projektstand erlaubte noch keine Präsentation von Ergebnissen. Dem Vortrag schloss sich eine Diskussion zum Kulturbegriff an.

Giulia Maria Cavaletto und *Stefania Fucci* (Università di Torino) stellten eine qualitative Studie zum Raumverhalten von Kindern in der Stadt Turin vor, die zeigte, wie weitgehend die Raumnutzung und Zeitnutzung der Kinder durch Erwachsene strukturiert und kontrolliert wird.

Der folgende Veranstaltungsteil bezog sich unmittelbar auf das Wirken internationaler Organisationen. Der Vortrag von *Miriam Tag* (Universität Bielefeld) diskutierte internationale Indikatoren und die Art, wie diese Kindheit definieren. Es handelte sich um kritische Überlegungen zur (wirklichkeitskonstituierenden) Mächtigkeit solcher neuer globaler Wissensbestände gegenüber lokalen Kulturen/Verhältnissen. *Helmut Sax* (Ludwig Boltzmann Institut für Menschenrechte) stellte ein Konzept zur Erhebung umfassender Datensätze in europäischen Staaten vor. Die zur Erhebung vorgeschlagenen Daten sind vor allem als Indikatoren der lokalen Einhaltung von Kinderrechten konzipiert – diese Möglichkeit, die Einhaltung der UNCRC zu prüfen, führte also in diesem Beitrag zu einer gegenüber der Vorrednerin fast diametral anderen Position. Anschließend stellten internationale Nichtregierungs-Organisationen ihre Programme im Bereich Kinderrechte/Kinderpolitik vor, so Childwatch International (*Jon-Kristian Johnsen*, Oslo), Eurochild (*Mafalda Leaf*, Bruxelles) und Ludwig Boltzmann Institut für Menschenrechte (*Helmut Sax*, Wien).

Der letzte Veranstaltungsteil schließlich galt vor allem dem Thema »gute Kindheiten«. Stellen zwar alle internationalen Bemühungen um Kinderrechte/Kinderpolitik letztlich Versuche dar, gute Kindheiten zu erzielen resp. Kindheiten zu verbessern, so sind die Kriterien einer guten Kindheit klarer ex negativo zu definieren, während ihre positive Bestimmung in den letzten Jahren einem starken Wandel unterliegt und neue Postulate aufgetaucht sind, deren empirische Umsetzung wenig untersucht ist. *Nicole Klinkhammer* (Deutsches Jugendinstitut, München) setzte sich mit dem Wandel der deutschen Familienpolitik unter europäischem Einfluss auseinander, in dessen Folge nun gute Kindheiten weniger ausschließlich als Familienkindheiten definiert werden und als Kindheiten in einer traditionellen male-breadwinner-family. *Anne Wibstutz* (Universität Halle) ging der Vorstellung der guten Kindheit am Beispiel von Kindern nach, die in ihrer Familie einen großen Anteil von care-Funktionen übernehmen, und zeigte hier auch Forschungsdesiderate auf. *Elisabeth Backe-Hansen* (University of Oslo) fragte systematisch nach der Vorstellung der Partizipation und ihrer Umsetzung. Sie tat dies am Beispiel der partizipatorischen Forschungsmethoden, die zurzeit in der angelsächsischen Kindheitssoziologie intensiv diskutiert werden. Sie zeigte dabei auch Grenzen dieser Methoden und ihres hohen moralischen Anspruchs auf, die nicht zuletzt in einer »freiwilligen Nichtpartizipation« der Kinder liegen. Dabei zeigen sich geschlechtsspezifische Unterschiede, offensichtlich gibt es so etwas wie eine (bei älteren Mädchen dann häufigere) »Partizipation aus Gefälligkeit«. Eine solche Partizipation ist ein weiteres Paradox in der Gestaltung von Kindheit, die sich stark an (politischen) Idealen ausrichtet, wie sie letztlich doch der Erwachsenenwelt entspringen und deren Umsetzung durch empirische Forschung nicht genügend analysiert wird. Elisabeth Backe-Hansen allerdings präsentierte zahlreiche Forschungsergebnisse zur Partizipation(swilligkeit) von Kindern in der Forschung.

In der Bilanzierung folgerte *Doris Bühler-Niederberger*, dass die Internationalisierung der Kindheitspolitik sich durch drei wichtige Merkmale auszeichne: (1) einen Expertisierungsschub, wobei die dafür relevanten Experten sich nicht so sehr in den klassischen kindheitswissenschaftlichen Disziplinen verorten, sondern einen immerhin teilweise neuen Wissensbestand geschaffen haben, ein Wissen, das für politische Argumentationen optimal verwendbar ist, das aber Kindheit in einer sehr spezifischen Weise kodiert (vgl. zu dieser spezifischen Kodierung auch die Merkmale 2 und 3); (2) eine starke Orientierung an Kinderrechten (UNCRC) einerseits und Schaf-

fung von Humankapital andererseits; (3) Anstrengungen der Standardisierung von Kindheiten und gleichzeitig aber auch neue Ausschlusstendenzen, etwa auch durch eine starke Konzentration auf abweichende Kindergruppen (arme Kinder, child trafficking etc.). Für die Sektion war es ein Gewinn, sich mit dieser neuen Wissensproduktion und deren Vertretern und Ergebnissen auseinander zu setzen. Die über dieses Wissen und diese Organisationen angestrebte Erhöhung der Lebensqualität von Kindern sowie gleichzeitig des erzieherischen Effekts kann allerdings nicht mit allzu viel Optimismus erwartet werden. »Gute Kindheiten« sind auch in den Ländern, die heute in entsprechenden internationalen Rankings an der Spitze stehen eine neue Errungenschaft: Die Praktiken der Prügelstrafe und des »silencing« von Kindern, die noch nach dem zweiten Weltkrieg für mindestens zwei Dekaden gängig blieben, würden den heutigen Vorstellungen guter Kindheit und der UNCRC in keiner Weise entsprechen. Durchweg handelt es sich in den Ländern, die eine gute Kindheitsqualität entsprechend den internationalen Indikatoren erreichen um demokratische und hoch individualisierte Gesellschaften. Möglicherweise sind also die gesellschaftlichen Voraussetzungen an gute Kindheiten überaus hoch.

Für das kommende Jahr beschlossen die Sektionsmitglieder, dem Thema »frühe Kindheit« stärkere Beachtung zu schenken. Die Kindheitssoziologie hat sich traditionell stark auf mittlere Kindheit konzentriert; gerade in politischen Programmen und Bildungsdiskursen kommt aber zurzeit der frühen Kindheit eine hohe Bedeutung zu. Annahmen werden getätigt, Entscheidungen getroffen und umgesetzt, deren empirische Grundlage nicht immer genügend ist und in der jedenfalls spezifisch soziologische Beiträge und damit Überlegungen und Einsichten weitgehend fehlen.

Doris Bühler-Niederberger

Sektion Wissenssoziologie

Bericht über die Tagung »Die Kommunikative Konstruktion der Wirklichkeit«, Universität Bayreuth, 23. und 24. Oktober 2009

Referenten und Interessierte aus ganz Deutschland und der Schweiz trafen sich am 23. und 24. Oktober 2009 an der Universität Bayreuth zu einer von der Sektion Wissenssoziologie der Deutschen Gesellschaft für Soziologie und dem Lehrstuhl Kultur- und Religionssoziologie organisierten Tagung. Im Fokus der Veranstaltung stand die Erfassung kommunikativer Strukturen sowie der Kulturbedeutsamkeit von Kommunikation in ihren zahlreichen Facetten.

Auf der Veranstaltung wurden die bislang erzielten Fortschritte einer wissenssoziologischen Kommunikationsforschung und Sozialtheorie kritisch gewürdigt. Neben dem gegenwärtigen Forschungsstand diskutierten die Teilnehmer über weitere Aufgaben im Dialog mit alternativen Ansätzen. Zentral war dabei die wissens- und kultursoziologische Analyse der *Formen kommunikativen Handelns*.

Der Tagungstitel schloss ausdrücklich an die von Hubert Knoblauch entwickelte These der kommunikativen Konstruktion der Wirklichkeit an und würdigte damit insgesamt dessen Verdienste. Knoblauchs wissenschaftliches Werk und seine Persönlichkeit führten zu wesentlichen Fortschritten auf dem Gebiet der soziologischen Kommunikationsforschung. Folgerichtig wurde der renommierte Wissens- und Religionssoziologe zu Tagungsbeginn für seine umfangreiche wissenschaftliche Arbeit geehrt und vom Sektionsvorstand in den neu gebildeten Sektionsrat der Sektion Wissenssoziologie berufen. Die Tagung Kommunikationskultur markierte zudem den Auftakt der Tätigkeit des Lehrstuhls für Kultur- und Religionssoziologie an der Universität Bayreuth, der im Sommersemester 2009 von Bernt Schnettler übernommen wurde.

An den beiden Veranstaltungstagen präsentierten Teilnehmer elf verschiedener Universitäten und Forschungseinrichtungen ihre Arbeiten und die daraus hervorgehenden Theoriefortschritte zur Erfassung von Form und Gestalt sowie der Kulturbedeutsamkeit kommunikativen Handelns in ihren unterschiedlichen Ausprägungen. Mit dem Begriff der »Kommunikationsmacht« wandte sich der Essener Kommunikationswissenschaftler *Jo Reichertz* in seinem grundlagentheoretischen Beitrag den Wirkungen kommunikativen Handelns zu. Der Vorsitzende der Sektion Wissenssoziologie,

Ronald Hitzler kritisierte unter dem polemischen Titel »Man kann nicht kommunizieren« anhand ethnographischer Fallbeobachtungen von Interaktionen mit Wachkomapatienten die allgemein angenommene These einer Allgegenwart der Kommunikation. Die an der Universität Karlsruhe lehrende Soziologin *Michaela Pfadenbauer* beleuchtete das Verhältnis von Kommunikation und Kompetenz und unterzog dabei das verbreitete Kulturphänomen des – haltlos auch in die akademische Welt vordringenden – »Kompetenzgeschwätzes« einer scharfen Kritik.

Die Theorie Kommunikativer Gattungen und ihre Methode der Gattungsanalyse bildeten den Bezugspunkt einer Reihe von Beiträgen. So behandelte die Kommunikationswissenschaftlerin *Angela Kepler* (Universität Mannheim) die Frage, ob mediale Gattungen auch kommunikative Gattungen sind. *Reiner Keller* (Universität Landau) prüfte Differenzen und Anschlussmöglichkeiten zwischen soziologischer Gattungsanalyse und wissenssoziologischer Diskursanalyse. *Gabriele Christmann*, Abteilungsleiterin im Institut für Regionalforschung (Erkner), thematisierte die Überschneidungen zwischen der aus der Linguistik stammenden Ethnographie der Kommunikation mit der soziologischen Gattungsanalyse. Dabei bot sie eine sorgfältige chronologische Rekonstruktion der im Werk von Thomas Luckmann und Hubert Knoblauch produktiv aufgenommenen Ansätze aus der Sprachwissenschaft.

Zwei weitere Beiträge leisteten explizite Theorievergleiche: Der in St. Gallen lehrende Schweizer Soziologe und vormalige Präsident der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie, *Thomas Eberle* zeigte in seinem Vortrag die systematischen Verbindungslinien und Differenzen zwischen ethnomethodologischer Konversationsanalyse und soziologischer Gattungsanalyse auf. Außerdem hob er die Leistungen Knoblauchs für eine soziologische Theorie der Kommunikation hervor. Der in Luzern und Konstanz lehrende *Jürgen Raab* diskutierte mit der Frage nach einer Anschlussfähigkeit von Gattungsanalyse und hermeneutischer Sequenzanalyse zwei wissenssoziologische Verfahren, die auf jeweils verschiedenen Wegen der Entdeckung gesellschaftlich verfestigter und formalisierter Lösungen kommunikativer Probleme dienen.

Christoph Bochsinger, Religionswissenschaftler aus Bayreuth, zeichnete in seinem Beitrag die besonderen Kommunikationswege der Juden- und Islammissionen bei dem Hallenser Pietisten nach, einer protestantischen Protest- und Erneuerungsbewegung des 17. Jahrhunderts. Der Vortrag des erst Anfang Oktober von der Universidad Complutense de Madrid nach Bayreuth ge-

wechselte *Alejandro Baer* nahm Bezug auf die kommunikative Genese der Erinnerungen, die er mit Material aus seiner Forschung über Zeitzeugen des Holocausts und der spanischen Franco-Diktatur illustrierte. *Dariusz Zifonun* (Berlin) beleuchtete unter dem Titel »Soziale Milieus und die Außenstruktur kommunikativer Gattungen« den Zusammenhang zwischen Wissen und Sozialstruktur anhand des Phänomens »Ethno-Mocking« als Beispiel dafür, wie Probleme der sozialen Ungleichheit mit dem Zugriff auf ein stereotypisiertes Wissen von Ethnizität gedeckt werden. An den lebhaft geführten Tagungsdebatten beteiligte sich auch der ehemalige Konstanzer Soziologe und derzeitige Präsident der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Hans-Georg Soeffner.

Die anwesenden Teilnehmer, darunter Kollegen aus der Religionswissenschaft, der Ethnologie, der Linguistik sowie der interkulturellen Germanistik trugen zu einer überaus lebendigen Veranstaltung bei. Im Rahmen der Tagung wurde zudem das Videoanalyse-Labor des Lehrstuhls für Kultur- und Religionssoziologie eingeweiht, an dem qualitative Forschungen zur Interaktion und Kommunikation mit audiovisuellen Daten durchgeführt werden. Die erfolgreiche Realisierung des Tagungsvorhabens verdankt sich der Unterstützung der Universität Bayreuth und der Sektion Wissenssoziologie sowie der tatkräftigen Umsetzung durch ein vorbildlich operierendes Organisationsteam.

Bernd Rebstein

Sektionen Wissenssoziologie und Soziologie des Körpers und des Sports

Bericht über die Tagung »Körperwissen«, Universität Koblenz-Landau, Campus Landau, 5. und 6. März 2009

Ob staatliche Gesundheitspolitiken oder persönliche Programme zur (Um)Gestaltung des eigenen Körpers, experimentierende Selbstversorgungen mit Medikamenten und Nahrungsergänzungen, Suche nach authentischen Körpererfahrungen, medizinische Entwicklungen von und Internetblogs über Steigerungsmöglichkeiten von Körperfähigkeiten bis hin zur skandalträchtig-publikumswirksamen Erkundung von »Feuchtgebieten« – die seit einigen Jahrzehnten beobachtbare Renaissance des Körperlichen in den Gegenwartsgesellschaften lässt sich in mehrfacher Hinsicht im Rück-

griff auf den Begriff des »Körperwissens« fassen. »Körperwissen« bezeichnet sowohl das aus der unmittelbaren Erfahrung des gelebten Lebens stammende, gleichsam private und intime Wissen von Individuen über ihren eigenen Körper, seine Zustände und Prozesse, das in Sozialisationsprozessen und in der Lebenswelt des Alltags tradierte Wissen über Körperlichkeit einschließlich der darin verwickelten Normen, inkorporierte körperliche Routinen und Fertigkeiten des Handelns oder körperliche Erfahrungsformen unterhalb der Schwelle reflexiver Zuwendung, aber auch die durch massenmediale Repräsentationen und Expertensysteme erzeugten Wissensbestände über menschliche Körperlichkeit, deren soziale Normierung, medizinisch-technische Gestaltung und individualisierte Erfahrung, Reproduktion und Veränderung.

Gegenstand der gemeinsamen Landauer Frühjahrstagung der Sektionen Wissenssoziologie sowie Soziologie des Körpers und des Sports der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, die an der Universität Koblenz Landau, Campus Landau von *Reiner Keller* (Koblenz-Landau) und *Michael Meuser* (Dortmund) im Frühjahr 2009 organisiert wurde, waren unterschiedliche Konfrontationen und Verflechtungen zwischen dem auf dem gelebten Leben beruhenden Körperwissen der Individuen und dem durch Diskurse, Medien und Expertensysteme angebotenen Körperwissen. Diskutiert wurden neue Mischverhältnisse des Körperwissens, die sich aus dem aktuellen Zusammentreffen der unterschiedlichen Wissensformen und Wissensquellen ergeben und den Körper, der wir sind und leben, in erheblichem Maße und mit zum Teil schon absehbaren gesellschaftlichen Konsequenzen verändern.

Die große Resonanz der Tagung bestätigte eindrucksvoll die hohe Virulenz des Themas. Mehr als 90 Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus Deutschland, Österreich, der Schweiz und Großbritannien hörten und diskutierten in Plenarbeiträgen und parallelen Forumsveranstaltungen an zwei Tagen insgesamt 16 Vorträge. Die Plenarvorträge des ersten Tages widmeten sich der Sexualität. In seinem Eröffnungsvortrag erläuterte der Wiener Historiker *Franz Eder*, wie unterschiedlich die Sexualwissenschaft im Verlaufe des 20. Jahrhunderts Wissen über gelebte Sexualität und »richtigen« oder »erfolgreichen« Geschlechtsverkehr erhoben, graphisch-statistisch aufbereitet und in Beratungswissen therapeutischer Einrichtungen übersetzt hatte. Dabei lässt sich über die Jahrzehnte hinweg eine zunehmende Diversifizierung des Normalitätskorridors sexueller Vollzüge beobachten. Auch die britischen Soziologinnen *Sue Scott* (Glasgow) und *Stevi Jackson* (Keele) beschäftigten sich mit Fragen der »richtigen« Sexualität. Ihr Vortrag kon-

zentrierte sich darauf, wie wir in unserem Alltag in sexuellen Begegnungen dem jeweiligen Gegenüber unser Lustempfinden anzeigen und dessen/deren Lustempfinden erkennen. Im Zentrum stand dabei die Frage, welche Rolle massenmedial vermittelte Darstellungen sexueller Begegnungen dabei spielen, etwa indem sie dafür Vorbilder liefern. Zwischen Eders Diskursperspektive einerseits und dem von Scott und Jackson vorgeschlagenen symbolisch-interaktionistischen Zugang wurde dabei ein großer Abstand deutlich, der in den begleitenden Diskussionen nur ansatzweise verkleinert werden konnte. Am zweiten Tag zeigte *Siegfried Saerberg* (Dortmund) in einer eindrucksvollen Performance, auf welche Wissensbestände Blinde bei ihrer räumlichen Orientierung zurückgreifen, welche Unterschiede zur Raumorientierung von Sehenden bestehen und welche Komplikationen sich ergeben, wenn beide körpergebundenen Raumorientierungen aufeinander treffen. *Gabriele Klein* (Hamburg) stellte ihrem Abschlussvortrag das komplexe Projekt einer Archivierung von körperlichem Bewegungswissen vor, wie es beispielsweise bei Tanzperformances und im Tanztheater zum Einsatz kommt. Dabei machte sie deutlich, wie solches Wissen tatsächlich am Körper haftet und sich einer Übersetzung in Sprache und Erklärung, sogar auch in filmische Fixierung widersetzt.

Vier Schwerpunktbereiche setzten in den Foren weitere Akzente. Dazu zählten Beiträge zum wissenschaftlichen, insbesondere medizinischen Expertenwissen über Körperzustände und Körperfunktionen und dessen Vermittlung, das Zusammenspiel von Körpern und Expertensystemen bei der Herstellung von Körperwissen oder den Körper selbst als Träger eines Wissens, das sich der Versprachlichung und Rationalisierung entzieht und gleichwohl Hinweise auf problematische Körperzustände zu geben oder als berufliche Kompetenz zum Einsatz zu kommen vermag. Im ersten Forum, das sich mit Fragen der Nutzung und Vermittlung von expertengestütztem Körperwissen beschäftigte, näherte sich *Fabian Karsch* (Augsburg) dem Thema anhand einer Untersuchung der Ritalin-Nutzung, die nicht nur bei Kindern mit diagnostizierter ADHS beobachtet werden kann. Zunehmend wird einerseits das Krankheitsbild auf Erwachsene übertragen. Gleichzeitig bilden sich »Selbstmedikationen« aus, in denen Laien zweckbezogen gezielt auf das Medikament zurückgreifen, um spezifische Belastungssituationen zu bewältigen. Für Karsch ergeben sich hier Hinweise auf eine Verschiebung von Macht/Wissen-Balancen zwischen Professionellen und Laien. *Stefanie Duttweiler* (Zürich) erläuterte in ihrem Vortrag Ergebnisse einer Analyse der Beratungsrubrik »Liebe Marta« aus einer Schweizer Boulevard-

zeitung. Darin wird ein intensiver Kontakt zur Leserinnen- und Leserschaft gepflegt und aus dem Zusammenspiel von Fragen und Beratung ein öffentliches und weithin anerkanntes, gleichwohl nicht durch einen wissenschaftlichen Expertenstatut legitimiertes Körperwissen über sexuelle Praktiken und Probleme sowie deren Lösungen generiert. *Berit Bethke* (Bielefeld) präsentierte Ergebnisse einer Untersuchung von Ausstellungen des Deutschen Hygiene Museums Dresden in afrikanischen und asiatischen Städten aus den Jahren 1954–1989. Daran wurden zwei Aspekte besonders deutlich, die sich als Verbindung von universellem Wissen mit der soziokulturellen Spezifik der Adressaten beschreiben lassen: Zum einen die Visualisierungsstrategien, mittels derer das naturwissenschaftlich-abstrakte Körperwissen in den jeweiligen Kulturzusammenhängen populär gemacht werden sollte, zum zweiten die daran anschließenden Anleitungen zu gesundheitsbewussten Verhalten in den jeweiligen Zielgesellschaften.

Forum zwei hatte den Zusammenhang von Körpertechniken und Körperwissen zum Gegenstand. Zunächst stellte *Antje Langer* (Frankfurt) ihre Studie über Körperlichkeit im Schulunterricht vor. Die Institution Schule und der Schulunterricht erweisen sich demnach als ein komplexer Raum der Generierung spezifischer Körperlichkeiten, zu denen insbesondere die wechselseitige Aufeinanderbezogenheit von »Lehrendkörper« und Schüler/innenkörper gehören. *Larissa Schindler* (Mainz) zeigte anhand einer anderen Lehr/Lernsituation, derjenigen bei der Einübung der asiatischen Kampfkunst Ninjutsu, wie eine ausgeführte Körperpraxis auf Seiten der Schüler/innen, aber auch der Lehrer bei den jeweiligen Gegenüber ein nicht verbalisiertes Wissen über den Stand der jeweiligen Kunstfertigkeit aktualisiert, die dann in »verbale Daten« übersetzt und zum Gegenstand weiterer Bearbeitung gemacht wird. *Cornelia Renggli* (Zürich) erläuterte am Beispiel der Medienberichte über den Leichtathleten Oscar Pistorius, der mit einer Beinprothese an den Olympischen Spielen teilnehmen wollte, wie in der öffentlichen Debatte die Frage nach »Technodoping« aufgeworfen und die Leistungsfähigkeit »natürlicher« Körperlichkeit mit derjenigen einer technisch ergänzten Körperlichkeit verhandelt wurde.

Im dritten Forum stand das Zusammenspiel der Körperlichkeit von Patientinnen und Patienten mit dem medizinischen Körperwissen in medizinischen Settings im Mittelpunkt. *Helga Kelle* und *Marion Ott* (beide Frankfurt/Main) erläuterten anhand von kindermedizinischen Untersuchungen die Produktion und Diagnose motorischer Inkompetenz, die sich aus dem Zusammenspiel medizinischer Körpernormierungen, der ärzt-

lichen Untersuchungspraxis und dem untersuchten Kinderkörper ergibt. *Alexandra Manzei* (Berlin) konnte zeigen, wie Digitalisierungen von Beobachtungen/Aufzeichnungen in der Intensivmedizin mit spezifischen normierenden Steuerungsmechanismen und Klassifizierungen einhergehen, welche die körperliche Selbsterfahrung der Patient/innen tiefgreifend verändern. Gleichzeitig existieren weiterhin körperliche Zeichen, die vom medizinischen Personal übersetzt werden müssen, weil sie nicht direkt in den informatisierten Daten abgebildet werden können. *Cornelius Schubert* (Berlin) stellte die Ergebnisse einer ethnografischen Studie vor, die sich dem Zusammenspiel von abstraktem Körperwissen von Chirurgen über den Patientenkörper mit dem inkorpierten Körperwissen und den Fertigkeiten der Chirurgen in ihrer Operationspraxis widmete.

Im vierten Forum wurde das Zusammenspiel von vorreflexiver Körper- bzw. Leiberfahrung und explizitem Körperwissen in den Blick genommen. Zunächst diskutierte *Anke Abraham* (Marburg) im Rückgriff auf anthropologische und leibphänomenologische Argumente die Frage, inwiefern der Leibkörper aufgrund und vermittels seiner »Eigenwilligkeit« ein Wissen über Grenzen der technischen Körpermanipulation und -machbarkeit zu generieren vermag und dadurch als »kritisch-heilsamer Ratgeber« bezüglich der modernen entgrenzten Körperverhältnisse funktionieren kann. Anschließend stellte *Willy Viehöver* (Augsburg) anhand einer Diskussion schönheitschirurgischer Eingriffe thesenhaft drei Entgrenzungsprozesse moderner Körperlichkeit vor: denjenigen von kurativer Therapie und Körperverbesserung, denjenigen der Vorstellung natürlicher Körperlichkeit und schließlich den Imperativ zur körperlichen Selbstgestaltung. Zusammen genommen bewirken alle drei Prozesse, dass menschliche Körperlichkeit unverrückbar in einen Prozess individueller Entscheidungsabhängigkeit geraten ist. Im letzten Beitrag des Forums erläuterten *Stefanie Porschen* und *Fitz Böhle* (beide München) ihr Konzept der leiblichen Erkenntnis anhand von Untersuchungen zur erfahrungsgeleiteten und leiblichen Kooperation sowie Kommunikation in Arbeitszusammenhängen. Im Zentrum ihres Beitrages stand die Frage, mit welchen theoretisch-begrifflichen Zugängen sich die Soziologie dieser Form eines leibgebundenen Wissens nähren kann: als tacit knowledge, embodied mind, im Anschluss an Merleau-Pontys Phänomenologie der Wahrnehmung oder weitere leibphänomenologische Ansätze? Oder gilt es, eine neue Handlungstheorie zu entwickeln, die diese Dimension der leiblichen Erfahrung und Erkenntnis einzubeziehen vermag?

Die Beiträge zeigten ein breites Spektrum theoretischer Ansätze (Leibphänomenologie, Diskurstheorie, Symbolischer Interaktionismus) und empirischer Vorgehensweisen (ethnographische und ethnomethodologische Zugänge, Fallstudien, Diskursanalysen, biographische Narrationen u.a.) bei der Untersuchung von Körperwissen. Angesichts der sehr hohen Zahl von zur Tagung eingereichten Vorschlägen, von denen aufgrund der zeitlichen Restriktionen nur etwa ein Drittel berücksichtigt werden konnten, und im Anschluss an die lebhaften Diskussionen sowie die sehr positive Resonanz der Tagung sehen die Organisatoren eine Weiterführung des Themenkomplexes vor. Im nächsten Jahr werden zunächst die Tagungsbeiträge in einem von Reiner Keller und Michael Meuser herausgegebenen Band erscheinen.

Reiner Keller

Ausschreibung des ALLBUS-Nachwuchspreises 2010

Die seit 1980 alle zwei Jahre durchgeführte Allgemeine Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften - ALLBUS - ist ein zentraler Bestandteil der sozialwissenschaftlichen Infrastruktur in Deutschland. Die Bereitstellung einer qualitativ hochwertigen Datenbasis für Sekundäranalysen ist gerade für Nachwuchswissenschaftler wichtig, die nicht auf eigene Erhebungen zurückgreifen können.

Der *ALLBUS-Nachwuchspreis* unterstreicht die besondere Bedeutung des ALLBUS für die Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses. Er wird in Zukunft alle zwei Jahre verliehen, im Wechsel mit einem zweiten allen Wissenschaftlern offenstehenden ALLBUS-Award, der erstmals 2011 und danach ebenfalls im zweijährigen Turnus vergeben werden wird. Mit dem *ALLBUS-Nachwuchspreis* sollen herausragende Qualifikationsarbeiten prämiert werden, in denen ALLBUS-Daten eine zentrale Rolle spielen. Über die Verleihung des Preises, der mit 1.000 € dotiert ist, entscheidet eine Jury, die aus den Mitgliedern des wissenschaftlichen Beirats des ALLBUS besteht. Die Originalität und Bedeutung der in der Arbeit behandelten Fragestellung sowie das Niveau der statistischen Analyse sind maßgebliche Kriterien der Bewertung.

Eingereicht werden können alle Studienabschlussarbeiten (Diplomarbeit, Magisterarbeit, B.A.-Abschlussarbeit oder M.A.-Abschlussarbeit) und Dissertationen in deutscher oder englischer Sprache, die in den letzten vier Jahren fertig gestellt wurden. Absolventen können sich selbst bewerben oder von Hochschullehrern vorgeschlagen werden. Einzureichen sind:

- die Qualifikationsarbeit, in Papierform sowie als pdf-Datei
- eine maximal zweiseitige Kurzfassung der Arbeit
- ein Lebenslauf der/des Autorin/s
- eine Bestätigung des betreuenden Hochschullehrers/der betreuenden Hochschullehrerin oder der Hochschule, dass es sich bei der eingereichten Arbeit um eine Abschlussarbeit eines akademischen Studiums oder um eine Dissertation handelt, die nach dem 31.12.2005 eingereicht wurde. Diese Bestätigung soll auch Angaben zu den für entsprechende Abschlussarbeiten geltenden Vorgaben enthalten, insbesondere solchen zu Umfang und Bearbeitungsdauer

Einsendungen bitte bis spätestens zum **28. Februar 2010** an:

GESIS – ALLBUS-Nachwuchspreis

Postfach 12 21 55

68072 Mannheim

Ausschreibung des Nachwuchspreises Bildungssoziologie 2010

Der Preis

Der mit je 500 € dotierte Preis zeichnet jeweils eine hervorragende Dissertation sowie eine exzellente Diplom-, Magister- oder Master-Abschlussarbeit aus, die sich mit einer bildungssoziologischen Fragestellung auseinandersetzt. Grundlage der Bewertung sind die wissenschaftliche Bedeutung, Qualität und Originalität der eingereichten Arbeiten. Die für den Preis ausgewählte Arbeit kann ggf. in der beim Juventa-Verlag erscheinenden Reihe »Bildungssoziologische Beiträge« veröffentlicht werden, die vom Vorstand der Sektion Bildung und Erziehung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie herausgegeben wird.

Der Nachwuchspreis Bildungssoziologie wird alle zwei Jahre von der DGS-Sektion Bildung und Erziehung im Rahmen des Soziologiekongresses verliehen, nunmehr zum dritten Mal 2010 in Frankfurt a.M.

Die Jury

Über die Preisvergabe entscheidet eine vom Sektionsvorstand eingesetzte Jury, der neben einem Mitglied des Vorstands zwei weitere KollegInnen aus der Sektion Bildungssoziologie angehören.

Teilnahmebedingungen

- Berücksichtigt werden Arbeiten aus der Soziologie und ihren Nachbardisziplinen, die einen deutlichen bildungssoziologischen Schwerpunkt erkennen lassen.
- Die vorzuschlagenden Qualifikationsarbeiten sollen im Jahr 2008 bis zum Jahresende 2009 eingereicht worden sein.
- Neben zwei Exemplaren der Arbeit sind in zweifacher Ausfertigung eine Zusammenfassung, die Gutachten zur Arbeit (wenn möglich) sowie ein Lebenslauf, ggf. mit Darstellung des wissenschaftlichen Werdegangs und eines Verzeichnisses der Publikationen, einzusenden.
- Die Arbeit kann von der Verfasserin bzw. dem Verfasser selbst oder von den BetreuerInnen bzw. den GutachterInnen vorgeschlagen werden.

Einsendeschluss und -adresse

Die genannten Unterlagen müssen bis zum **31. Januar 2010** beim Vorstand der Sektion Bildung und Erziehung eingegangen sein:

Prof. Dr. Helmut Bremer

Fakultät für Bildungswissenschaften der Universität Duisburg-Essen

Institut für Berufs- und Weiterbildung

Universitätsstraße 9

45141 Essen

helmut.bremer@uni-due.de

Soziologiemagazin e.V.: Publizieren statt Archivieren. Wissenschaft von Studierenden für Studierende

Von der Idee zur Gründung

Oftmals gehen die frischen, innovativen Ideen studentischer Arbeiten in Seminaren, Übungen und Forschungsprojekten im Raum B des Uni-gebäudes 2 verloren – ein Mal gedacht, vielleicht sogar diskutiert und im glücklichen Fall mit »sehr gut« bewertet. Dabei hätten einige Beiträge durchaus das Zeug, ganze Debattenstränge nachhaltig mit zu prägen, weil sie neue Perspektiven aufzeigen oder das scheinbar Disparate sinnvoll zusammen denken. Doch bislang fehlten den Studierenden über die Grenzen des Lesekreises, der Seminargruppe hinaus die Räume zur wissenschaftlichen Entfaltung und Diskussion ihrer eigenen Ansätze. Die Zahl studentischer Magazine mit sozialwissenschaftlichem Schwerpunkt ist überschaubar. Sie sind in vielen Fällen politisch gebunden; oft erreichen sie zudem nur die Interessierten der eigenen Hochschule und werden im etablierten akademischen Diskurs nicht wahrgenommen.

Das Studentische Soziologiemagazin (SSM) will nun diese Lücke füllen, eine Plattform bieten, Brücken schlagen und Räume schaffen. Es will den Studierenden die Möglichkeit geben, ihre Seminararbeiten nicht in realen oder virtuellen Ordnern verstauben zu lassen, sondern mit einer Veröffent-

lichung im SSM den wissenschaftlichen Diskurs um die studentische Perspektive zu erweitern und (vielleicht sogar) zu beeinflussen.

Zu diesem Zweck wurde im Oktober 2007 der Verein *soziologiemagazin e.V.* auf dem 1. Studentischen Soziologiekongress in Halle (Saale) ins Leben gerufen. Begründet vom Rostocker Studenten Frank-Holger Acker und sechs weiteren Soziologiestudierenden, folgte genau ein Jahr später dann die erste Ausgabe des Studentischen Soziologiemagazins.

Das Magazin ist als deutschlandweites Projekt konzipiert und verfolgt zwei Strategien: Zum einen erscheinen regelmäßig Einsendungsaufrufe und, damit verbunden, jeweils ein themenbezogenes Heft pro Halbjahr. Zum anderen bietet sich mit dem Internetforum eine Plattform, Hausarbeiten hochzuladen und mit anderen BesucherInnen zu diskutieren.

Wie kommen die Artikel ins Heft?

Die Beiträge werden über ein zweistufiges Peer-Review-Verfahren ausgewählt. Auf der ersten Ebene wählen die Redaktionsmitglieder anhand eines transparenten Kriterienkatalogs die Beiträge aus und leiten sie an den wissenschaftlichen Beirat weiter. Auch sehr kontrovers diskutierte Artikel werden dem wissenschaftlichen Beirat zur Begutachtung vorgelegt, der sich momentan aus Brigitte Aulenbacher (Linz), Birgit Blätzel-Mink (Frankfurt a.M.), Ulrich Bröckling (Halle/Saale), Reinhard Kreckel (Halle/Saale), Oliver Neumann (Bochum), Michael Ney (Hildesheim), Yvonne Niekrenz (Rostock), Harald Ritzau (Washington D.C.), Paula-Irene Villa (München) und Georg Vobruba (Leipzig) zusammensetzt.

Die Redaktion hat ein Bewertungssystem festgelegt, bei dem sowohl die RedakteurInnen als auch der Beirat die Artikel auf einer fünfstufigen Skala benoten. Zu den Kriterien gehören unter anderem der soziologische Charakter des Textes, der Bezug zur aktuellen wissenschaftlichen Diskussion und eine stringente Argumentationsstruktur. Aus den insgesamt 13 Kriterien wird eine Durchschnittsnote ermittelt, welche zusammen mit inhaltlichen Anmerkungen als Diskussionsgrundlage für die Redaktions-sitzung dient, in der die letzte Phase der Auswertung stattfindet. Hier wird über alle noch verbliebenen Beiträge diskutiert und über ihre Publikation entschieden. Im letzten Schritt setzt sich die Redaktion mit den jeweiligen AutorInnen in Verbindung und bespricht die nötigen Details, um den Artikel druckreif zu gestalten.

Die zwei bisherigen Ausgaben

Dank des außergewöhnlichen Engagements aller Beteiligten in der Redaktion, in Vorstand und Kuratorium des Vereins und im Beirat konnten bisher zwei Ausgaben im Eigenverlag herausgebracht werden. In die erste Ausgabe (Oktober 2008) mit dem Titel »Soziologie – Quo vadis?« schafften es insgesamt drei studentische Beiträge durch das Auswahlverfahren. Außerdem verriet Peter A. Berger (Rostock) in einem Interview seine Meinung zu aktuellen Fragen der Soziologie und ein Gespräch mit den Machern des Soziologie-Blogs WirSozn (vgl. <http://wirsozn.de>) bot Einblicke in ein weiteres aktuelles studentisches Soziologieprojekt.

Zur Thematik der zweiten Ausgabe »Gemeinschaft und Gesellschaft« konnten nur zwei Artikel dem Peer-Review-Verfahren standhalten. Die Beiträge »Die Matrix erforschen – ›Kollektive Identität‹ als analytische Fehlbesetzung in den Sozialwissenschaften« (René Wolfsteller, Frankfurt am Main) und »Von Flexiblen Freigeistern und Spezialisierten Kreativen – ein Bericht aus dem Dickicht der Kreativwirtschaft« (Eva Kemler und Lea Rothmann, Darmstadt) stellen den Kern des zweiten Hefts dar, das Anfang Oktober 2009 erschienen ist. Des Weiteren gewährt die Rubrik »Teilnehmende Beobachtungen« Einblicke in Geschehnisse der studentischen Soziologiewelt: Hier wird unter anderem auf Kongresse und Tagungen hingewiesen; auch werden studentische Initiativen vorgestellt.

Beide Ausgaben des Studentischen Soziologiemagazins können bequem über den Online-Shop auf der Homepage www.sozilogiemagazin.de für 1,- bzw. 2,50 Euro (zzgl. Versandkosten) bestellt werden. An den Universitätsstandorten Halle (Saale), Tübingen, Berlin (TU), Illmenau, Bochum und München (LMU) sind sie zusätzlich über die Fachschaften zu beziehen, wobei der Verein darum bemüht ist, das Verkaufnetz kontinuierlich auszuweiten. Auch wird bereits an der dritten Ausgabe zum Thema »Zwischen Wahnsinn und Normalität – oder: der normale Wahnsinn« gearbeitet; sie soll Anfang April 2009 erscheinen.

Post Skriptum

Da der *soziologiemagazin e.V.* als studentische, gemeinnützige Initiative nur über geringe finanzielle Mittel verfügt und die bisherigen Hefte lediglich aufgrund der Risikobereitschaft einiger Redaktionsmitglieder finanziert werden konnten, möchten wir hiermit um Unterstützung bitten. So kann man beispielsweise einmalige Spenden tätigen, andererseits den Verein in Form einer Fördermitgliedschaft unterstützen. Über die Details beider Möglichkeiten informiert unsere Homepage: www.sozologiemagazin.de

Habilitationen

Juniorprofessor Dr. Jochen Roose hat sich am 1. Juli 2009 am Fachbereich für Politik- und Sozialwissenschaften der Freien Universität Berlin habilitiert. Die Habilitationsschrift trägt den Titel »Vergesellschaftung an Europas Binnengrenzen. Eine vergleichende Studie zu den Bedingungen sozialer Integration«. Die *venia legendi* lautet Soziologie.

Call for Papers

Erste Leipziger European Winter School, Universität Leipzig,
18. und 19. März 2010

Die Europasozio­logie hat in den letzten Jahren rapide an Bedeutung und Umfang gewonnen. Im Zentrum stehen dabei nicht nur die Europäische Union und ihre Entwicklungen, sondern es werden auch die gesellschaftlichen Veränderungsprozesse europaweit bzw. in den europäischen Staaten untersucht und theoretisch erfasst. Denn die Mitglieder der EU haben in den letzten 50 Jahren nicht nur zahlreiche Kompetenzen an die supranationale Ebene übertragen, sondern auch ihre Grenzen erheblich gelockert. Zwar steht die politische und wirtschaftliche Integration einer deutlich niedrigeren sozialen Mobilität gegenüber. Aber in dem eng vernetzten europäischen Wirtschafts- und Politikraum können gesellschaftliche Prozesse und ihre möglichen Folgen nur noch sehr bedingt auf das nationale Territorium begrenzt werden. Die Europasozio­logie steht daher vor der Herausforderung, Konzepte zu entwickeln, mit denen sich diese gesellschaftlichen Dynamiken in Europa erfassen und untersuchen lassen. Die Formel: Staat gleich Gesellschaft ist obsolet. Ob und in welchem Sinne von einer europäischen Gesellschaft gesprochen werden kann, ist jedoch eine offene Frage.

Die Leipziger Winter School möchte am 18. und 19. März 2010 fortgeschrittenen Doktorandinnen und Doktoranden im Bereich Europa­soziologie die Möglichkeit bieten, neue Erkenntnisse und Ansätze der Europa­soziologie zu erörtern. Sie haben Gelegenheit, im Rahmen der Winter School ihre eigene Forschung vorzustellen und mit folgenden Europa­forschern zu diskutieren:

- Maurizio Bach (Passau)
- Martin Heidenreich (Oldenburg)
- Viktoria Kaina (Mannheim)
- Georg Vobruba (Leipzig)

Daneben werden sie in »Author meets Critic«-Veranstaltungen aktuelle Forschungsergebnisse der Seniors besprechen. Interessant für die Winter School sind sowohl theoretische Arbeiten, die der Frage nachgehen, wie der europäische Integrationsprozess und die Europäisierung nationaler Gesellschaften unter Rückgriff auf soziologische Konzepte verständlich gemacht werden können, als auch empirische Untersuchungen, die bestimmte politische, wirtschaftliche oder soziale Aspekte Europas erheben und diskutieren.

Interessierte Doktorandinnen und Doktoranden, die seit mindestens einem Jahr an ihrer Promotion arbeiten, laden wir herzlich ein, sich bis zum **20. Januar 2010** mit einem englisch- oder deutschsprachigen Abstract (max. 300 Wörter) zu bewerben. In dem Abstract sollen das Thema und der Stand der Arbeit dargelegt sowie die Betreuerinnen und Betreuer der Arbeit genannt werden. Die unmittelbar nach Ende der Bewerbungsfrist ausgewählten Doktorandinnen und Doktoranden werden gebeten, bis zum **15. Februar 2010** ein fünfseitiges Exposé einzureichen. Mit der Einladung werden den Teilnehmerinnen und Teilnehmern auch Texte der Seniors vorgeschlagen, die Gegenstand der »Author meets Critic«-Veranstaltungen werden sollen. Die Leipziger European Winter School findet parallel zur Leipziger Buchmesse (18. bis 21. März 2010) statt, sodass die Möglichkeit besteht, diese im Anschluss an die Tagung zu besuchen. Leider können wir die Fahrt- und Übernachtungskosten nicht übernehmen.

Bitte senden Sie die Abstracts an Jenny Preunkert (preunkert@uni-leipzig.de), die Ihnen gerne auch für weitere Informationen zur Verfügung steht.

Dr. Jenny Preunkert
Prof. Dr. Georg Vobruba

(Re-)Produktion von Ungleichheit durch Arbeit und Familie. Veränderungen in den 20 Jahren seit der Wende

Frühjahrstagung der DGS-Sektionen Soziale Ungleichheit und Sozialstrukturanalyse und Familiensoziologie in Rostock, 15. und 16. April 2010

Eine wesentliche Erkenntnis der Ungleichheitsforschung bezieht sich darauf, dass bei der Analyse sozialer Ungleichheit nicht das einzelne Individuum, sondern auch der Haushalt und die Familie in den Blick genommen

werden müssen. Familien sind mächtige Solidaritätsinstanzen und die intergenerationale Solidarität gilt lebenslang. Finanzielle Transfers und nicht monetäre Unterstützungsleistungen erfolgen über den gesamten Lebenslauf sowohl von den Eltern zu den Kindern als auch in umgekehrter Richtung. Die sozialen Netzwerke einzelner Familienmitglieder stellen soziales Kapital auch für alle anderen Familienmitglieder dar; Bildung, Einkommen und Status der Eltern sind wesentliche Ressourcen für die Kinder. Diejenigen, die bereits in ihrer Kindheit und Jugend bessere individuelle Startpositionen hatten, sind auch im Erwachsenenalter im Vorteil. Diejenigen, die Kinder haben, verfügen in höherem Alter über Unterstützungsressourcen. Bei all diesen gesellschaftlich erwünschten Transfers, Ressourcen und der Familiensolidarität stellen sich jedoch gleichzeitig Fragen nach den Folgen für die Sozialstruktur, für die Reproduktion und möglicherweise Zunahme gesamtgesellschaftlicher Ungleichheit.

Durch die ökonomische Krise scheint der Stellenwert der Herkunft für die aktuelle Lebenssituation und für die Weichenstellungen des weiteren Lebenswegs, für die intergenerationale Mobilität und die Lebenschancen allgemein noch bedeutsamer zu werden, mit – bei gegebener schwieriger Ausgangslage – möglicherweise negativen Auswirkungen auf die Bildungs- und Berufsverläufe sowie auf die potentielle und reale Partnerschafts- und Familienentwicklung (und damit auch auf die Reproduktion bestehender Ungleichheiten). Darüber hinaus haben sich durch die gesellschaftlichen Transformationsprozesse der Vereinigung zumindest für Frauen und Männer in Ostdeutschland einschneidende Veränderungen ergeben. Der tief greifende Umbruch im Bildungs- und Beschäftigungssystem bedeutete(e) für junge Menschen eine größere individuelle Entscheidungsfreiheit bei der Ausbildungs- und Berufswahl; gleichzeitig war und ist die Ausbildungs- und Arbeitsmarktlage sowohl für die jungen Menschen als auch für die Erwachsenen aber extrem schwierig. Ostdeutsche Eltern konnten aufgrund des »Bruchs« mit den intergenerationalen Reproduktionsmechanismen der DDR, der fehlenden eigenen Erfahrungen mit dem neuen System und da sie die Transformation auch für ihre eigene Person bewältigen mussten, ihren Kindern kaum Hilfestellungen und Ressourcen zur Verfügung stellen.

Mögliche Fragen, die bei der Tagung diskutiert werden könnten, lauten:

- Wie wirken sich Strukturen sozialer Ungleichheit auf die Lebenslagen von Menschen aus?
- Welche Faktoren bedingen die Reproduktion sozialer Ungleichheit durch die Familie?

- Welche Unterschiede zeigen sich in den Lebenslagen und dem Wohlbefinden von Individuen und Familien in Abhängigkeit von ihrer Lebensform, regionalen Verortung, Herkunft?
- Wie entwickelt sich der Bildungserfolg von Kindern in Abhängigkeit von ihrer Lebenslage und ihrem familialen Lebensumfeld?
- Wie geht es Familien in prekärer wirtschaftlicher Lage und welche Folgen ergeben sich für Kinder?
- Welche strukturellen Unterschiede zeigen sich bei der Familiengründung und zwischen privaten Lebensformen in Abhängigkeit von Geschlecht, Bildung, ökonomischer Situation, regionaler Verortung?
- Inwiefern wird soziale Ungleichheit an den entscheidenden Übergängen im Lebenslauf durch familiäre Generationensolidarität (re-)produziert?

Vortragsangebote mit aussagekräftigen Exposés (max. 5.000 Zeichen) bitte bis zum **10. Januar 2010** per Email an:

Prof. Dr. Peter A. Berger

peter.berger@uni-rostock.de

Sektionshomepage: <http://www.soziale-ungleichheit.de>

und

Dr. Angelika Tölke

Email: toelke@dj1.de

Sektionshomepage: <http://www.tu-chemnitz.de/hsw/soziologie/famsek/>

Gütekriterien qualitativer Forschung

Tagung der DGS-Sektion Methoden der Qualitativen Sozialforschung,
Universität Oldenburg, 23. und 24. April 2010

Die Diskussion um Gütekriterien für Methoden der qualitativen Sozialforschung wurde lange Zeit in Abhängigkeit von Kriterien aus der standardisierten Sozialforschung geführt, die immer wieder als ein Art *role model* ins Spiel gebracht wurden. Versuche einer einfachen Übertragung sind allerdings gescheitert, da schon die allgemeinsten Formulierungen dieser Kriterien mit spezifischen Voraussetzungen standardisierter Verfahren imprägniert sind. Auch die Entwicklung spezifischer Gütekriterien für »die« qualitativen Methoden hat bislang nicht zu Ergebnissen geführt, die sich in der

Forschung dauerhaft etablieren konnten. Ein wesentlicher Grund dürfte darin liegen, dass sich unter dem Rubrum des »Qualitativen« eine zu große Vielzahl unterschiedlicher Verfahren mit ebenso unterschiedlichen epistemologischen und sozialtheoretischen Grundannahmen versammelt. Zugleich steht die Erforderlichkeit eines expliziten Orientierungsrahmens zur Bewertung der Qualität qualitativer Forschung außer Frage: Schon die interne Projektsteuerung, erst recht aber die vielfältigen peer-orientierten Bewertungsverfahren im Wissenschaftsbetrieb machen es erforderlich angeben zu können, wann die Forschung auf ihrer jeweiligen methodologischen Grundlage »gut gemacht« oder »schlecht gemacht« ist. Letztlich sind Gütekriterien ein Mittel der Wissenschaftskommunikation, vulgo: der Aushandlungen über Reputation und Ressourcen.

Die Tagung hat das Ziel, die in der Praxis der Forschung laufend eingesetzten, aber zumeist implizit bleibenden Kriterien zur Sprache zu bringen. Sie will das Feld öffnen für die Entwicklung neuer bzw. die Überprüfung und Diskussion bestehender Verfahren der Qualitätssicherung in den verschiedenen qualitativen Forschungsansätzen ebenso wie für vergleichende Betrachtungen über unterschiedliche Ansätze hinweg.

Zu fragen ist also unter anderem: In welchen der qualitativen Methoden und in welchen Forschungsdesigns haben sich welche Praktiken der Qualitätssicherung etabliert? Welche unterschiedlichen Vorschläge zur Legitimation von Forschungsergebnissen sind in der Forschungspraxis relevant und wie steht es um deren Akzeptanz? Wie verändert der Adressatenkreis einer Forschung (Wissenschaftsgemeinde, Praktiker, die praktische Problemlösungen erwarten) die Auswahl und Anwendung von Gütekriterien? Wie können Gütekriterien für die verschiedenen qualitativ-interpretativen Verfahren beschaffen sein, die einerseits der Spezifik des jeweiligen Verfahrens Rechnung tragen und zugleich Anschlussfähigkeit an den allgemeinen Diskurs des Faches sichern? Welche Bedeutung hat die Reflexion des Verhältnisses von Sozialtheorie/ Methodologie und empirischer Forschung für die Ausarbeitung von Gütekriterien? Inwiefern stellen die in einigen qualitativen Verfahren integrierten Maßnahmen zur Qualitätssicherung andere Anforderungen an explizite Gütekriterien?

Abstracts für Beiträge bitte bis zum **31. Januar 2010** an den Sprecher der Sektion:

Jörg Strübing
joerg.struebing@uni-tuebingen.de

9th Internat. German Socio-Economic Panel User Conference

Social Science Research Center Berlin (WZB), Berlin, June 30 to July 2nd, 2010

The 9th International German Socio-Economic Panel User Conference (SOEP2010) will be held in Berlin, June 30 through July 2, 2010, at the Social Science Research Center Berlin (WZB). The conference provides researchers who use the SOEP with the opportunity to present and discuss their work with other researchers familiar with SOEP data. Researchers of all disciplines (e.g. economics, demography, geography, political sciences, public health, psychology and sociology) who use the SOEP or the GSOEP part of the Cross-National Equivalent Files (CNEF) are invited to submit an abstract. We encourage in particular submission of papers using the longitudinal features of SOEP as well as papers on survey methodology and cross national comparative analysis

We are happy to announce as keynote speakers: Nicola Fuchs-Schündeln, Faculty of Economics, Goethe University Frankfurt am Main and Markus Gangl, Department of Sociology, University of Wisconsin-Madison

Members of the scientific committee are Annette Jäckle (University of Essex), Kathrin Leuze (WZB), Michaela Riediger (MPIB), Thomas Siedler (DIW Berlin), Ingrid Tucci (DIW Berlin) and Arne Uhlendorff (University of Mannheim).

Please submit electronic versions of abstracts (up to 300 words) no later than **February 28, 2010** to soep2010@diw.de. Submitters will be notified on acceptance of their paper by **April 6, 2010**.

The Society of Friends of the DIW Berlin will honor the best three papers and the best poster presented at the conference. The SOEP2010 program committee will act as a jury and will present the award at the end of the conference.

We ask scholars to pay their own travel costs. If this is not possible partial reimbursement of expenses may be provided to presenters (one grant per paper) at the following rates, depending on which country presenters are travelling from: up to € 125 (Germany), € 500 (Europe), € 750 (overseas).

If you have any further questions concerning the submissions of abstracts, please contact the local organizers:

Ingrid Tucci and Thomas Siedler (program)

Christine Kurka (conference management)

soep2010@diw.de

Understanding City Dynamics

International Conference of the European Urban Research Association,
Darmstadt, 24 to 26 September 2010

The European Urban Research Association (EURA) in cooperation with the Urban Research Centre (Eigenlogik der Städte) at Darmstadt University of Technology will hold its next conference on »Understanding City Dynamics« in Darmstadt. We extend an invitation to colleagues from Europe, North America and from across the world to join us in a conference examining city dynamics.

Do cities have choices – in a globalised world? Or: Do local politics matter? And: How to explain differences between cities? These questions are inspired by the observation that despite all tendencies of homogenisation and (economic as well as political) constraints related to globalisation and Europeanization political strategies of cities differ. It can be (and it is) argued that local problem perceptions as well as objectives and aims of actions differ because they result from an understanding of what is seen as appropriate (and what is not) which is locally embedded in and reproduced by particular actor relations. The fact that different strategies of cities (for instance in respect to economic competitiveness) are actually successful can be related to what has been called »glocalisation« – namely an increasing relevance of a particular local setting through globalisation. Globalisation can go hand in hand with an increased relevance of the »local« because only a concrete spatial context offers the preconditions (for instance certain knowledge-based service provisions) of an allocation of what is potentially possible (globally) everywhere. These preconditions can be created or even influenced by actors, and specific local political strategies are crucial for creating or even influencing such preconditions.

Do we need a (new) theory of urbanism/urbanity to understand how modern societies are functioning? This question is stimulated by writings of urban scholars – like Louis Wirth – who looked for »particular characteristics of the city as a particular form of human association«, for »distinguishing characteristics of urban life« or »the urban mode of living«. Emphasising »urbanism as a characteristic mode of life« is not only essential because nowadays most people are living in urban spaces. Since the late 1970's a powerful tradition has taken root which regards cities as laboratories for investigating societal practices. Our endeavour on this con-

ference is to discuss how people develop a non-questioned certainty about a city which finds expression in many different forms and can therefore be reconstructed in various fields (for example in the speech of visitors and residents, in pictorial depictions of the city, in written sources dealing with it, in buildings and urban planning, in events such as city festivals and parades, in objects of the material culture of the city). The underlying assumption is that the intrinsic logic (Eigenlogik) of a city weaves itself into the constitutive objects of life practice into the human body (habitus), into the materiality of dwellings, streets, centre formations, into cultural practice, the way of speech, the emotional engagement of a city, political practice, economic potency, market strategies, and so on and so forth. The theoretical question to discuss is if and how a city possesses certain essential characteristics that pervade many areas of life.

The conference calls for papers relating to one of the following themes (organized in one track each):

- The intrinsic logic of the city
- Metropolitan governance and the dynamics of city regions
- City choices and strategic planning
- Sustainability: Local meanings and strategies
- How to achieve economic competitiveness and social cohesion?
- Urban design and built environment

We welcome scholars from diverse disciplines as well as practitioners. The conference will start at 10:30 a.m. on Friday, 24th September and finish at lunch time on Sunday, 26th September. (In addition »mobile workshops« will be organized on Sunday afternoon.)

The Conference is organized by the Urban Research Centre (LOEWE-Schwerpunkt »Eigenlogik der Städte«) at Darmstadt University of Technology with support of members of the European Urban Research Association (EURA).

The abstract submission opens 1st January 2010 and ends **31st March 2010**. Accepted papers have to be submitted until 30th August 2010.

For further information for the conference themes and the tracks please visit the conference homepage www.politikwissenschaft.tu-darmstadt.de/citydynamics or email to citydynamics@pg.tu-darmstadt.de

Analysing Education, Family, Work and Welfare in Modern Societies: Methodological Approaches and Empirical Evidence

ECSR, QMSS2 and TransEurope Joint Conference, Bamberg,
30 September to 2 October 2010

The European Consortium for Sociological Research (ECSR) and the European Science Foundation (ESF) Social Science Programmes ›Quantitative Methods in the Social Sciences (QMSS)2‹ and ›TransEurope‹ will be joining forces in 2010 to host a **three-day conference** to be held in the UNESCO World Heritage City of Bamberg, Germany.

Conference Theme

The last three decades have been characterized by processes of increasing transnationalization and globalization, and modern societies have undergone profound changes in their social structures and employment systems:

- In this process, **education** has become increasingly important for individuals' life chances. However, modern societies vary in how successfully they enable their citizens to acquire adequate qualifications and competencies, and in how far they offer equal opportunities to children from different social backgrounds and especially to the children of immigrants.
- Under increasing adaptation and flexibility pressures from globalized labour markets, the nature of **work** has diversified, and previously dominant standard employment forms have become supplemented by new ›atypical‹ forms of employment.
- Similarly, profound changes have been observed in **family** life: fertility has decreased, family forms have diversified, previously dominant social institutions such as marriage are becoming increasingly unstable, common-law unions are on the rise and the traditional division of paid and unpaid work between partners has been called more and more into question.
- As a consequence, modern **welfare states** are facing rising pressures to introduce reforms that will accommodate these socio-economic changes. Most recently, these pressures have been further intensified by predicted demographic changes that will provide new challenges to the sustainability of adequate social security systems.

- To respond adequately to the fundamental changes currently facing our societies, social scientists will need to develop new comparative methodological tools and generate new nation-specific and cross-national **data sources**.

With this background in mind, the joint ECSR, TransEurope and QMSS2 conference aims to bring together researchers working in the area of (internationally comparative) research on socio-economic change from all across Europe and beyond, and invite them to present and discuss their most recent methodological approaches and empirical findings.

The conference will be organized into four different topical streams, each dealing with one specific field:

Stream 1: Concepts and Methods of Cross-National Comparative Research (headed by *Prof. Hans-Peter Blossfeld*)

Stream 2: Modelling Trends, Determinants and Consequences of Educational Inequality in Modern Societies (headed by *Prof. Thorsten Schneider*)

Stream 3: Changes in Employment, Unpaid Work and Family in Contemporary Societies (headed by *Dr. Sandra Buchholz* and *Valerie Martin, PhD*)

Stream 4: Demographic Changes and the Welfare State (headed by *Dr. Dirk Hofäcker* and *Dr. Svetlana Tvorogova*)

Speakers

For each of the above streams, internationally renowned scientific experts will provide focused keynote lectures addressing up-to-date research issues in the specific field. A preliminary list of invited speakers at the conference will be available soon on the conference website.

Abstract Submission

The conference welcomes abstracts for presentations by Senior and Junior Researchers as well as PhD Students from all across Europe and beyond.

Abstracts should not exceed a length of 200 words and should cover main hypotheses, data, methodology and expected conclusions. They must be sent to the respective Local Stream Organizer no later than **31 March 2010** using the electronic abstract submission form on the conference webpage, accessible at <http://www.ecsr2010.eu/>

Authors of accepted papers will be notified no later than **30 April 2010**.

Conference Fees

Regular Conference Fee (ECSR Members):	220 Euros
Regular Conference Fee (Non-ECSR Members):	250 Euros
Students and PhD Students:	170 Euros

The above fees include coffee breaks and lunches throughout the three-day conference. There will be a limited number of grants available for a select number of junior scientists as well as scientists from Eastern European countries.

Tagungen

Chancengleichheit von Männern und Frauen in der Wissenschaft

Deutsche Hochschule für Verwaltungswissenschaften Speyer,
12. und 13. April 2010

Wenn es um die Umsetzung der Chancengleichheit von Männern und Frauen in der Wissenschaft geht, liegt Deutschland im internationalen Vergleich meist weit zurück. Die Exzellenz-Initiative des Bundes und der Länder, das so genannte Professorinnenprogramm und die forschungsorientierten Gleichstellungsstandards der DFG haben in den letzten Jahren zahlreiche Anreize für Hochschulen gesetzt, Chancengleichheit als Qualitätskriterium in der Wissenschaft zu begreifen. Ebenso ist auf unterschiedliche Initiativen im Bereich der außeruniversitären Forschung zu verweisen. Die Folgen dieser Veränderungen für die Praxis der Wissenschaft und des Wissenschaftsmanagements werden gegenwärtig breit diskutiert. Die Tagung bietet eine systematische Aufbereitung der Bedingungen von Chancengleichheit, zum Beispiel in der Spitzenforschung, auf den Leitungsebenen im Wissenschaftsmanagement und im Bereich der Nachwuchsförderung.

Aus dem Programm:

Prof. Dr. Anita Engels (Universität Hamburg): Chancengleichheit in der Spitzenforschung

Prof. Dr. Ada Pellert (Präsidentin der Deutschen Universität für Weiterbildung): Weibliche Karrieren im Wissenschafts- und Hochschulmanagement?

Prof. Dr. Sigrid Metz-Göckel (Technische Universität Dortmund): Wissenschaftskarriere und Elternschaft

- Dr. Sabine Helling-Moegen (Helmholtz-Gemeinschaft Deutscher Forschungszentren): »In Führung gehen« – das Mentoring-Programm für weibliche Nachwuchskräfte in der Helmholtz-Gemeinschaft
- Prof. Dr. Dr. h.c. Ulrike Beisiegel (UKE Hamburg, Vorsitzende der Wissenschaftlichen Kommission des Wissenschaftsrates): Welche Rolle spielen Frauen in der Wissenschaftspolitik?
- Prof. Dr. Reinhard Kreckel (Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg): Die Unterrepräsentation von Frauen in akademischen Spitzenpositionen aus Ungleichheitstheoretischer Sicht
- Prof. Dr. Ferdi Schüth (Direktor am Max-Planck-Institut für Kohlenforschung Mülheim, Vize-Präsident der DFG): Chancengleichheit im Wissenschaftssystem – die Rolle der DFG
- Prof. Dr. Dr. h.c. Ernst Th. Rietschel (Leibniz-Gemeinschaft): Rollenbilder von Männern und Frauen in der Wissenschaft und deren Auswirkungen im Rahmen der Geschlechtergerechtigkeit

Bitte melden Sie sich bis spätestens zum **15. März 2010** bei uns per E-Mail, Fax oder Internet an. Aus räumlichen Gründen muss die Teilnehmerzahl begrenzt werden. Anmeldungen können daher nur in der zeitlichen Reihenfolge des Eingangs berücksichtigt werden. Die Teilnahmegebühr beträgt 220 Euro.

Das gesamte Tagungsprogramm und nähere Informationen zur Organisation finden Sie unter www.dhv-speyer.de/Weiterbildung/wbdbdetail.asp?id=491. Bei Fragen wenden Sie sich bitte an

Lioba Diehl 06232/654-226 oder
Edith Göring 06232/654-269
Fax: 06232/654-488
tagungssekretariat@dhv-speyer.de

Soziologie in der Öffentlichkeit

Jessica Haas, Stefan Laube, Werner Reichmann	Was ist Elite? Zu den Deutungsunsicherheiten im Übergang zur Exzellenzuniversität	7-23
Regula Valérie Burri	Aktuelle Perspektiven soziologischer Bildforschung. Zum Visual Turn in der Soziologie	24-39
Hermann Schwengel	Ein dritter Weg für die Universität. Nach großer Revision, großer Krise und Kulturkampf	421-430

Identität und Interdisziplinarität

Wissenschaftsrat	Stärken und Schwächen der Soziologie in Deutschland	40-47
Bernhard Schäfers	Helmut Schelsky – ein Soziologe in der Bundesrepublik	48-59
Hans-Georg Soeffner	Die Kritik der soziologischen Vernunft	60-71
Raj Kollmorgen	Ostdeutschlandforschung. Status quo und Entwicklungschancen	147-174
Jan Ackermann, Birgit Blättel-Mink	ENWISS – Qualitative Evaluation ohne Folgen?	175-192
Thomas Scheffer, Robert Schmidt	Soziologie als modus operandi. Wie interdisziplinäritätsfähig ist die Soziologie?	291-306
Irene Raehlmann	Arbeitswissenschaft und Soziologie – eine produktive Beziehung?	307-315
Jürgen Krause, Udo Riege, Matthias Stahl, Maria Zens	Stand und Perspektiven der Erfassung sozialwissenschaftlicher Publikationen: Erfahrungen aus der Pilotstudie Forschungsrating Soziologie	316-330
Hans-Peter Blossfeld, Jutta von Maurice, Thorsten Schneider	Das Nationale Bildungspanel: Eine neue Datenbasis für die empirische Bildungsforschung	331-338
Stephan Lessenich, Frank Kalter, Christine Resch	E-Mail-Debatte: Kann Soziologie kritisieren?	431-439

Lehren und Lernen

Holger Lengfeld	Neuer Bachelor of Arts »Soziologie« an der FernUniversität in Hagen	72-75
Kathia Serrano- Velarde	Mythos Bologna? 10 Jahre Forschung zum Bolognaprozess	193-203
Heiner Meulemann	Graduiertenkolleg: Sozialordnungen und Lebenschancen im internationalen Vergleich	204-207
Daniel Großmann	Studienanfänger in den Leipziger Bachelor- studiengängen der Sozialwissenschaften	339-359
Stephan Lessenich	Masterstudiengang »Soziologie« an der Friedrich-Schiller-Universität Jena	360-362

DGS-Nachrichten

Lars Gertenbach, Henning Laux	Vertraute Unsicherheit. Bericht über den 34. Kongress der DGS in Jena	76-84
	Strukturwandel zu Metropolen? Themenpapier zur 1. DGS-Regionalkonferenz	211-215
	Transnationale Vergesellschaftungen. Themenpapier zum 35. Kongress der DGS 2010 in Frankfurt am Main	440-448

Berichte aus den Sektionen und Arbeitsgruppen

<i>Sektion</i> Arbeits- und Industriesoziologie	89-94
.....	220
<i>Sektion</i> Jugendsoziologie	95-103
<i>Sektion</i> Methoden der qualitativen Sozialforschung	221-225
.....	365-369
<i>Sektion</i> Professionssoziologie	225-230
.....	370-371
<i>Sektion</i> Rechtssoziologie	372-378

<i>Sektion Religionssoziologie</i>	378-382
.....	452-457
<i>Sektion Soziologie der Kindheit</i>	104-110
<i>Sektion Stadt- und Regionalsoziologie</i>	383-387
<i>Sektion Umweltsoziologie</i>	231-235
<i>Sektion Wirtschaftssoziologie</i>	236-239
.....	457-458
<i>Sektion Wissenssoziologie</i>	239-245
<i>Arbeitsgemeinschaft Architektursoziologie</i>	458-464
<i>Arbeitsgruppe Netzwerkforschung</i>	245-251

Nachrichten aus der Soziologie

Nachruf auf Christel Hopf	111-112
Rudolph Bauer wird 70 Jahre alt	252-254
Schader-Preis 2009 für Professor Ralf Dahrendorf	255-256
Abschied von Joachim Matthes	388-392
In memoriam Ralf Dahrendorf	465-475
Preis der Fritz Thyssen Stiftung 2008	476-482

Autorinnen- und Autorenverzeichnis

Ackermann, Jan	175-192	Lessenich, Stephan	360-362
Alber, Jens	465-475	431-439
Beckert, Jens	236-239	Liebeskind, Uta	365-369
Blätzel-Mink, Birgit	175-192	Lonitz, Peter	255-256
Blossfeld, Hans-Peter	331-338	Maurice, Jutta von	331-338
Bühler-Niederberger, Doris	104-110	Meulemann, Heiner	204-207
Burri, Regula Valérie	24-39	Müller, Renate	95-103
Delitz, Heike	458-464	Mützel, Sophie	236-239
Diaz-Bone, Rainer	236-239	Neef, Rainer	383-387
Engelhardt, Michael von	388-392	Pfadenhauer, Michaela	370-371
Flick, Uwe	221-225	Raehlmann, Irene	307-315
Gärtner, Christel	378-382	Reichmann, Werner	7-23
Gertenbach, Lars	76-84	Resch, Christine	431-439
Giesecke, Dana	208-210	Rhein, Stefanie	95-103
Groß, Matthias	231-235	Riege, Udo	316-330
Großmann, Daniel	339-359	Ruhne, Renate	383-387
Grüner, Karl-Wilhelm	476-482	Schäfers, Bernhard	48-59
Haas, Jessica	7-23	Scheffer, Thomas	291-306
Häußling, Roger	245-251	372-378
Hirsch-Kreinsen, Hartmut	89-94	Schmidt, Robert	291-306
.....	220	Schneider, Thorsten	331-338
Hitzler, Ronald	239-245	Schützeichel, Rainer	225-230
Inhetveen, Katharina	365-369	Schwengel, Hermann	421-430
Jetzkowitz, Jens	231-235	Serrano-Velarde, Kathia	193-203
Kalter, Frank	431-439	Soeffner, Hans-Georg	60-71
Kalthoff, Herbert	221-225	Stahl, Matthias	316-330
Keller, Carsten	383-387	Stegbauer, Christian	245-251
Koenig, Matthias	452-457	Strübing, Jörg	221-225
Kollmorgen, Raj	147-174	Trojan, Alf	252-254
Krais, Beate	111-112	Tuma, René	239-245
Krause, Jürgen	316-330	Voß, G. Günter	89-94
Laube, Stefan	7-23	Weber, Hajo	236-239
Laux, Henning	76-84	Wolf, Christof	208-210
Lengfeld, Holger	72-75	Zens, Maria	316-330

Nina Baur, Robert J. Schmidt
Das Doktoranden-Betreuer-Verhältnis

Ausgehend von der Beobachtung, dass einerseits das Promotionsalter in Deutschland überdurchschnittlich hoch ist und bestimmte soziale Gruppen (z.B. Frauen) deutlich geringere Promotionschancen haben, andererseits die meisten Professoren die Promotionsbedingungen verbessern wollen, diskutiert der Beitrag Möglichkeiten, das individuelle Betreuungsverhältnis zwischen Hochschullehrer und Doktorand zu gestalten. Auf Basis von 15 Experteninterviews mit Professoren verschiedener Fächer der TU Berlin kommen die Autoren zu dem Schluss, dass Betreuer drei Grundsatzentscheidungen treffen müssen: die Auswahl der Doktoranden, die Entscheidung für die Betreuungsform und für das Betreuungsmodell. Für die Soziologie scheint ein Modell der aktiven Rekrutierung, eine durch weitere Maßnahmen flankierte Individualbetreuung sowie ein Betreuungsmodell besonders geeignet, das auf konkrete individuelle und sozialstrukturelle Merkmale des Doktoranden eingeht

In Germany, postgraduates' age when completing their Ph.D. is above average and some social groups (e.g. women) have lower chances of achieving a doctoral degree. At the same time, most professors want to improve postgraduate studies. Starting from these observations the authors discuss how professors can structure supervision of doctoral students. Using 15 expert interviews with professors from the Technical University Berlin as a data base the authors suggest that supervisors have to make three fundamental decisions: the selection of students for doctoral studies, the form of supervision and how to arrange face-to-face contact between supervisors and student. With respect to sociology a strategy of actively recruiting students, an individual form of supervision framed by other measures and a form of face-to-face contact that takes into account the doctoral students' individual and social-structural position seem to be best suited.

Wir bitten Sie, bei der Fertigstellung Ihres Manuskriptes folgende Hinweise zur Textgestaltung zu berücksichtigen:

Bitte verwenden Sie die neue deutsche Rechtschreibung, verzichten Sie möglichst auf Abkürzungen und formulieren Sie Ihren Beitrag in einer geschlechtergerechten Sprache.

Fußnoten nur für inhaltliche Kommentare, nicht für bibliographische Angaben benutzen.

Literaturhinweise im Text durch Nennung des Autorennamens, des Erscheinungsjahres und ggf. der Seitenzahl in Klammern. Zum Beispiel: (König 1962: 17). Bei *zwei Autor/innen* beide Namen angeben und durch Komma trennen, bei *drei und mehr Autor/innen* nach dem ersten Namen »et al.« hinzufügen.

Mehrere Titel pro Autor/in und Erscheinungsjahr durch Hinzufügung von a, b, c ... kenntlich machen: (König 1962a, 1962b).

Bei *wiederholter Zitierung* ein und derselben Quelle Literaturhinweis wiederholen, nicht Abkürzungen wie »a.a.O.« oder »ebda.« benutzen.

Mehrere aufeinander folgende Literaturhinweise durch Semikolon trennen: (König 1962: 64; Berger, Luckmann 1974: 137)

Auf die Angabe von *online-Quellen* im Text sollte nach Möglichkeit verzichtet werden. Ist dies unvermeidlich, bitte URL mit Datum des Aufrufs angeben: (<http://www.sueddeutsche.de/wissen/artikel/625/56569>, 23. Juni 2007)

Literaturliste am Schluss des Manuskriptes: Alle zitierten Titel alphabetisch nach Autorennamen und je Autor/in nach Erscheinungsjahr (aufsteigend) geordnet in einem gesonderten Anhang aufführen. Hier bei mehreren Autor/innen alle namentlich, durch Kommata getrennt, nennen. Verlagsort und Verlag angeben.

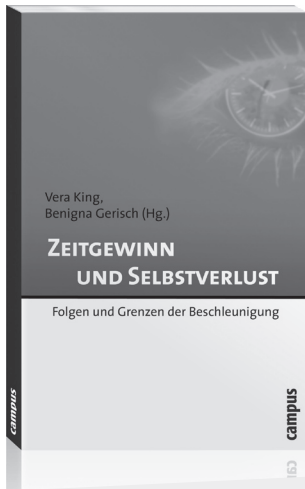
Bücher: Luhmann, N. 1984: Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt/ M.: Suhrkamp.

Zeitschriftenbeiträge: Müller-Benedict, V. 2003: Modellierung in der Soziologie – heutige Fragestellungen und Perspektiven. Soziologie, 32. Jg., Heft 1, 21–36.

Beiträge aus Sammelbänden: Lehn, D. von, Heath, Ch. 2003: Das Museum als Lern- und Erlebnisraum. In J. Allmendinger (Hg.), Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Opladen: Leske + Budrich, 902–914.

Online-Quellen: Berger, R., Hammer, R. 2007: Links oder rechts; das ist hier die Frage. Eine spieltheoretische Analyse von Elfmeterschüssen mit Bundesligadaten. Arbeitsbericht des Instituts für Soziologie der Universität Leipzig Nr. 47, http://www2.uni-leipzig.de/~sozio/content/site/a_berichte/47.pdf (letzter Aufruf 23. Juni 2007).

Fügen Sie Ihrem Manuskript bitte **deutsche und englische Zusammenfassungen von maximal je 15 Zeilen**, sowie **Name, Titel und Korrespondenzadresse** bei. Speichern Sie Ihren Text bitte im Format Ihres Schreibprogramms und als rtf-file (Rich Text Format) und schicken Sie die Dateien **per E-Mail oder Diskette** an die Redaktion der Soziologie.



2009. 262 Seiten. € 29,90
ISBN 978-3-593-39029-1

In diesem Band beleuchten die Autorinnen und Autoren Folgen und Grenzen der Beschleunigung in der gegenwärtigen Moderne. Sie analysieren die gesellschaftlichen und kulturellen Veränderungen von Zeitpraktiken und Zeitdiskursen sowie die Auswirkungen der Beschleunigung auf individuelle Entwicklungs- und Bildungsprozesse. Im Zentrum stehen die Wechselwirkungen zwischen der Makrologik sozialer Beschleunigung und der Mikrologik damit verbundener subjektiver Verarbeitungsweisen und Sinnkonstruktionen.

Mit Beiträgen von Nicole Aubert, Hartmut Böhme, Werner Bohleber, Andreas Dörpinghaus, Benigna Gerisch, Vera King, Hans-Christoph Koller, Carmen Leccardi, Christine Morgenroth, Hartmut Rosa, Christa Rohde-Dachser und Helga Zeiher.

Mehr Informationen unter
www.campus.de

campus

Frankfurt · New York

Arbeit – Interessen – Partizipation

Axel Hauser-Ditz,
Markus Hertwig,
Ludger Pries
Betriebliche Interessenregulierung in Deutschland
Arbeitnehmervertretung zwischen demokratischer Teilhabe und ökonomischer Effizienz

2008. 299 Seiten
Band 1. € 34,90.
ISBN 978-3-593-38738-3

Die Zahl der Betriebe ohne Tarifbindung wächst, viele tarifgebundene Betriebe arbeiten mit Öffnungsklauseln und individuellen Vereinbarungen. Damit gewinnt die betriebliche Ebene der Interessenregulierung an Bedeutung. Anhand repräsentativer Daten zeichnen die Autoren ein differenziertes Bild der betrieblichen Vertretungslandschaft. Sie zeigen, wie Beschäftigte und Unternehmen ihre Interessen aushandeln und fest-schreiben.

Tobias Kämpf
Die neue Unsicherheit
Folgen der Globalisierung für hochqualifizierte Arbeitnehmer

2008. 450 Seiten
Band 3. € 49,-
ISBN 978-3-593-38745-1

Hochqualifizierte, die »Macher« der Globalisierung, lernen neuerdings auch deren Schattenseite kennen: Ihre Arbeitsplätze werden ins billigere Ausland verlagert. Am Beispiel der IT-Industrie zeigt der Autor diese Auswirkung der Globalisierung. Er berücksichtigt dabei besonders die Perspektive der Beschäftigten und zeigt, wie die Betroffenen mit der neuen Unsicherheit und den wachsenden Unwägbarkeiten umgehen.

Fabian Hoose,
Sebastian Jeworutzki,
Ludger Pries
Führungskräfte und betriebliche Mitbestimmung
Zur Praxis der Partizipation am Beispiel der chemischen Industrie

2009. 170 Seiten
Band 5. € 27,90
ISBN 978-3-593-38878-6

Führungskräfte übernehmen Führungsaufgaben und sollen möglichst hohe Gewinne erzielen. Gleichzeitig sind sie aber abhängig Beschäftigte. Welche Auswirkungen hat diese Doppelrolle auf die Einstellung der Führungskräfte zu betrieblicher Mitbestimmung und Partizipation? Die Autoren bieten wichtige Erkenntnisse über die Arbeitsorientierungen und Partizipationserwartungen der wachsenden Gruppe von Akademikern und Führungskräften in der Arbeitswelt.

Mehr Informationen unter
www.campus.de

campus

Frankfurt · New York

Aktuelle Neuerscheinungen

Nadine Scharfenort
Urbane Visionen am Arabischen Golf
Die «Post-Oil-Cities» Abu Dhabi, Dubai und Sharjah

2009. 420 Seiten. € 39,90
ISBN 978-3-593-39044-4

Erdölfunde Mitte des 20. Jahrhunderts veränderten die Region am Arabischen Golf in nur vier Jahrzehnten grundlegend. Nadine Scharfenort untersucht die drei größten Städte der Vereinigten Arabischen Emirate, die einen erheblichen strukturellen Wandel durchlaufen haben. Sie alle wollen sich im internationalen Städtennetzwerk positionieren und auf die Zeit vorbereiten, in der kein Erdöl mehr fließen wird.

Dominik Schrage
Die Verfügbarkeit der Dinge
Eine historische Soziologie des Konsums

2009. 286 Seiten. € 29,90
ISBN 978-3-593-39047-5

Der Konsum ist ein konstitutives Merkmal der modernen Gesellschaft. Seine Besonderheit liegt in der Verfügbarkeit, die er einer seit Beginn der Moderne wachsenden Zahl von Menschen über Dinge des alltäglichen und außeralltäglichen Bedarfs eröffnet. In historisch-soziologischer Perspektive vollzieht Dominik Schrage die gesellschaftlichen Folgen des Warenkonsums seit der Frühen Neuzeit nach und erarbeitet die Grundlagen für eine soziologische Theorie des Konsums.

Christian Papsdorf
Wie Surfen zu Arbeit wird
Crowdsourcing im Web 2.0

2009. 201 Seiten. € 24,90
ISBN 978-3-593-39040-6

Wer heutzutage im Internet surft, wird immer häufiger zum »Mitmachen« aufgefordert. In der Summe vollbringen diese arbeitenden User, oft ohne es zu wissen, wertschöpfende Tätigkeiten von hoher ökonomischer Bedeutung. Dieses als »Crowdsourcing« umschriebene Phänomen ist in seiner Dynamik und Bedeutung gegenwärtig noch nicht abschätzbar. Gleichwohl bietet das vorliegende Buch einen beispielreichen Überblick über verschiedene Arten von Crowdsourcing sowie eine Analyse der Entstehung, Eigenschaften und Wirkung des jungen Phänomens.

Mehr Informationen unter
www.campus.de

campus

Frankfurt · New York